

DIE WELTWOCHEN



Die Versuchung der Macht

Wie Bern dank der Corona-Krise die Schweiz umbaut.

Beat Gygi

Woher kommen wir?

Weltraumforscherin Kathrin Altwegg über die Rätsel des Universums.

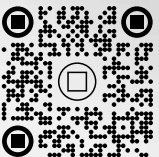
Katharina Fontana

Djokovic in der Göttlichen Komödie

Wer aneckt, landet im zehnten Kreis der Hölle. *Mario Widmer*

Kultfigur Jean Seberg:
Wolfram Knorr über den
Star, der kein Star
sein wollte.

TROYE SIVAN. RAMI MALEK.
MAISIE WILLIAMS. WILLOW SMITH. JACKSON WANG.
DIE PASHA COMMUNITY AUF CARTIER.CH



PASHA DE *Cartier*





Adolf Dietrich, «Tulpen vor Bodenseelandschaft 1948», Preis auf Anfrage



Ferdinand Gehr, «Rosen», CHF 7000.-



Carl W. Liner, «Abstraktion», 2900.-



Gottfried Honegger, «Chromstahl», 1800.-



Oscar Nussio, «Unterengadin», 2800.-



Johannes Zülle, «Sennen», 7000.-

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Boris Johnsons Lehren für die Schweiz

Die meisten Journalisten und Politiker können dem britischen Premier Boris Johnson gar nichts abgewinnen. Sie halten ihn für einen «Clown», für einen «Populisten», für einen gefährlichen «Egomane», dessen Handeln die NZZ dieser Tage mit Adjektiven wie «unverschämt», «zynisch» und «irreführend» beschreibt.

Johnsons Urverbrechen besteht darin, dass er sich zum Sprachrohr der Brexit-Befürworter machte. Das haben sie ihm nie verziehen. Schlimmer war dann nur noch sein Versprechen, den vom Volk beschlossenen EU-Ausstieg zügig umzusetzen. Mit dieser Ansage erzielte er in den Wahlen einen Erdrutschsieg.

Die geballte Häme, die dem früheren Starjournalisten seit Jahren entgegenschlägt, ist masslos übertrieben. Sie wird weder der Person noch der Politik gerecht. Sie spiegelt dafür anschaulich die professionelle Nichtdistanz zwischen den meisten Journalisten und der Europäischen Union.

Interessanterweise ist Johnson für viele Schweizer Medien ein besonders rotes Tuch. Die Kritik ist auch deshalb heftig, giftig, weil der britische Premier gegenüber der EU viel kaltschnäuziger auftritt als der Bundesrat. Er ist das Gegenteil unserer EU-hörigen Regierung. Darum hassen ihn die Journalisten so. Möge ja niemand in Bern auf die Idee kommen, es dem verrückten Briten gleichzutun.

Dabei sollte man sich an ihm ein Vorbild nehmen. Nicht nur zauberte er entgegen allen Abgesängen, es sei unmöglich in so kurzer Zeit, soeben ein Freihandelsabkommen mit Japan aus dem Hut. Im Umgang mit der EU liefert Johnson ein Musterbeispiel an Verhandlungstaktik. Sein Ziel ist es, die EU schachmatt zu setzen und die eigenen Interessen durchzubringen. Natürlich hat Brüssel genau das gleiche Ziel.

Boris Johnsons Vorgängerin Theresa May versagte, weil sie gegenüber der EU exakt so auftrat wie die Schweiz. Ihre Kompromissbereitschaft hatte etwas Masochistisches. Das Resultat waren schlechte Deals, die vom Parla-

ment allesamt versenkt wurden. May ertrug die Niederlagen eisern, stoisch, bewundernswert.

Johnson stieg ganz anders ein. Er setzte die EU unter Druck. Auf keinen Fall werde Grossbritannien einen schlechten Vertrag akzeptieren. Schalte Brüssel auf stur, werde man die EU ohne Deal verlassen. Damit traf er den

*Die Schweiz ist keine Insel im Meer.
Sie ist eine Oase in den Alpen.
Und sie hat massive Trümpfe.*

Schwachpunkt. Die EU braucht einen Vertrag. Nicht zuletzt deshalb, weil sie verhindern will, dass die Briten bei einem vertragslosen Zustand Tausende von EU-Bürgern rauswerfen.

Johnsons Power-Bluff war erfolgreich. Er holte sich ein Abkommen. Dieses hatte zwar gewichtige Nachteile – Grenze zu Nordirland –, aber es war ein Anfang. Letzte Woche folgte sein zweiter Hammerschlag. Frech überrumpelte

er alle mit einem wohl vertragswidrigen Austrittsgesetz, das die Nordirland-Frage ganz im Sinne Grossbritanniens klärt. Brüssel empfindet es als Kriegserklärung.

Die Medien toben. Die Linke schäumt. Selbst in den konservativen Reihen jaulen sie auf, doch Johnson, dieser geniale Poker-Schauspieler, betont nur eiskalt seine Stellung. Es stimmt. Es ist höchstwahrscheinlich ein Vertragsbruch, aber die EU hat sich selber schon so oft über ihre eigenen Verträge hinweggesetzt, dass die Moralpredigten aus Brüssel nicht so recht verfangen wollen.

Johnson testet die Widerstandskräfte seiner Gegner aus. Seine Kalkulation ist: Brüssel will unbedingt einen Vertrag. Wegen Nordirland wird man keinen Bruch riskieren. Ob das so sein wird, wissen wir nicht. Aber Johnson treibt die anderen in die Enge. Seine Stärke ist enorm, weil er bereit ist, auch ohne Abkommen aus den Verhandlungen auszusteigen.

Natürlich blufft die EU mit aller Kraft dagegen. Sie weissagt den Briten den Untergang, namenlose Armut, sollten sie sich Brüssel widersetzen. Kommt uns das bekannt vor? Einschüchterungen, Drohungen, brutale Schachzüge sind in Verhandlungen Alltag. Gute Regierungen halten es aus, ohne einzuknicken.

Die Schweiz sollte schleunigst von ihrem Theresa-May-Trip runterkommen und Mass nehmen am vermaledeiten Boris Johnson. Der Bundesrat schießt sich selber ins Bein, wenn er laufend beteuert, wie aufgeschmissen die Schweiz angeblich ist ohne «bilaterale Verträge» oder ein «institutionelles Rahmenabkommen». Mit dieser Selbstverkleinerungsrhetorik gewinnt man keinen Blumenkranz.

Die Schweiz ist keine Insel im Meer. Sie ist eine Oase in den Alpen – mit massiven Trümpfen. Ihr Multimilliardenmarkt ist hoch begehrt. Durch den Gotthard läuft eine der Hauptverkehrserschlagadern der EU. Fast 1,5 Millionen Europäer leben hier. Der Bundesrat muss aufhören, sich von Brüssel die Bedingungen diktieren zu lassen. Er sollte, endlich, mit richtigen Verhandlungen beginnen. R. K.

GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.


SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Versuchung der Macht, Wenzel Peter, Feindbild Auto, Kathrin Altwegg, Die besten Gemeinden der Schweiz

Die Corona-Pandemie hat zu einer gigantischen Ausdehnung staatlicher Macht geführt, auch in der Schweiz. Was vor wenigen Monaten unvorstellbar schien, ist jetzt Alltag: Quarantäne-Regeln, milliardenschwere Hilfspakete an die Wirtschaft, minutiöse Überwachung mit elektronischen Privatdaten, Suspendierung von Volksrechten. Die Politik, aber auch die Bürger, die geschützt werden wollen, erliegen den Versuchungen und Verführungen der Macht. Auf der Suche nach dem passenden Coverbild für dieses Thema stiess Art-Director Daniel Eggspühler auf das klassische Gemälde «Adam und Eva im Paradies» von Wenzel Peter (um 1800). Es zeigt die biblische Urszene der Versuchung, von uns nur leicht aktualisiert, um den Bezug zur Gegenwart herzustellen. *Seite 16*



Urszene der Versuchung:
Wenzel Peters «Adam und Eva im Paradies».

Feindbild Auto: Die Vertreter der Autobranche ärgern sich, dass sie in Bern kein Gehör finden; Verkehrsministerin Simonetta Sommaruga (SP) verweist sie an untergeordnete Stellen. Die Bundespräsidentin benützt demonstrativ den Zug und wettet gegen grosse Autos. Das ist nur die Spitze des Eisbergs einer autofeindlichen Politik, die Grüne, Sozialdemokraten und Grünliberale programmatisch verfolgen. Autofahrer und Strassenbenützer werden wie Staatsfeinde behandelt. Christoph Mörgeli berichtet, wie der Individualverkehr unter die Räder kommt – ob-

wohl 83 Prozent des Personenverkehrs über die Strasse abgewickelt werden. *Seite 26*

Mit den Füßen fest am Boden und dem Kopf im Universum, so kann man Kathrin Altwegg beschreiben. Die Astrophysikerin an der Universität Bern spielte eine zentrale Rolle bei der europäischen Weltraummission «Rosetta», mit der die Urmaterie vom Beginn unseres Sonnensystems vor 4,6 Milliarden Jahren erforscht wurde. Dank den «Rosetta»-Daten weiss man nun besser darüber Bescheid, wie das Leben auf die Erde gekommen ist. «Wir nähern uns den Anfängen», sagt die Weltraumforscherin. *Seite 30*

In einem Jahr mit derartigen Eingriffen ins tägliche Leben und in die persönliche Bewegungsfreiheit gewinnt der Wohnort für viele eine neue Bedeutung. Die eigene Gemeinde ist einem plötzlich viel näher, wenn man da nicht nur schläft. «Ländliche Orte gewinnen gegenwärtig an Attraktivität», sagt der Immobilienexperte Donato Scognamiglio vom Institut IAZI im Interview zum diesjährigen grossen Gemeinderating der *Weltwoche*. «Wer kann, bleibt zu Hause», meint er, organisiere sein Leben eher im kleinen Umkreis. Den Wettbewerb gewonnen hat die Stadt Zug, die sich in der Corona-Zeit umsichtig um Wirtschaft, Kultur und Lebensqualität kümmerte. Sie schaffte den Sprung an die Spitze, nachdem sie im Vorjahr auf Platz

drei gelegen hatte. Damals war die Luzerner Gemeinde Meggen Siegerin, diesmal ist sie Zweite vor dem Aufsteiger Lachen am Zürichsee. Worin besteht das Geheimnis attraktiver Gemeinden, worauf kommt es an, wenn man Leute und Firmen anziehen will? Die Lage am See ist sicher ein wichtiger Wert, aber unsere Analyse geht gründlich an die Sache heran: 933 Gemeinden wurden anhand von je fünfzig Indikatoren unter die Lupe genommen und nach Erfolgsfaktoren rangiert. Der Charme dieser Rangliste liegt auch darin, dass auch auf hinteren Positionen reizvolle Kombinationen von Wohnqualität, Erreichbarkeit, Steuerfuss und Sicherheit zu finden sind. *Seite 45*
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.
Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



**BMW
MOTORRAD**

**BMW
Powered by MOTORRAD**

SAISON -FINALE-

**12.9.-18.10.
2020**



TESTE DIE NEUE BMW R18

GEWINNE

deinen Einkauf
zurück

ABVERKAUF

Demobikes

PROFITIERE

von ermässigter
Fahrerausstattung

bmw-motorrad.ch/saisonfinale

**MEHR INFOS BEI
DEINEM HÄNDLER**



Gefährliche Verlockungen: Seite 16



Ewige Fragen: Kathrin Altwegg. Seite 30



Im Kreuzfeuer: Novak Djokovic. Seite 28

DIESE WOCHE

- 5 **Leitartikel**
Boris Johnsons Lehren für die Schweiz
- 6 **Intern**
- 10 **Eilmeldung**
Micheline Calmy-Rey über Kampfjets
- 11 **Im Auge** Jamie Oliver
- 12 **Tagebuch** Ignazio Cassis
- 13 **Bern Bundeshaus**
Karin Keller-Sutter: Die Scheinharte
- 15 **Blick in die Zeit**
- 16 **Die Versuchung der Macht**
Wege aus der staatlichen Bevormundung
- 18 **Personenkontrolle**
- 18 **Asyl** Grosszügig mit fremdem Geld
- 20 **Mike Pompeo** «Wir haben die Dinge auf den Kopf gestellt»
- 21 **Peter Bodenmann**
Was ist los mit Adrian Amstutz?
- 22 **Sebastian Kurz**
Die hohe Kunst, Fehler zu vermeiden
- 23 **Mörgeli**
Zahlungsmoral der Zugewanderten
- 24 **Philipp Kutters Sternstunden**
Der CVP-Nationalrat mischt sich ein
- 25 **Katharina Fontana**
Lausanne und die Machtfrage
- 26 **Staatsfeind Nummer eins**
Linke und Grüne gegen das Auto
- 27 **Inside Washington** Vielen Dank, Cops!
- 28 **Novak Djokovic** Mario Widmer über den verfeimten Tennis-Champion
- 29 **Hansrudolf Kamer** China im Kreuzfeuer
- 30 **«Uns wird es nicht ewig geben»**
Weltraumforscherin Kathrin Altwegg

- 33 **Kurt W. Zimmermann**
Der Staat und die Grosskapitalisten
- 34 **Faszination der Kristallkugel**
Kurt Schiltknecht misstraut Prognosen
- 35 **Wikinger auf Speed**
Das Rätsel der Psychodroge
- 37 **Schimmel-Schlamassel** Das wahre Ausmass der befallenen Masken
- 37 **Stefan Homburg** Shutdown war unnötig
- 38 **Später Sieg der Terroristen** Fünf Jahre nach dem Attentat auf *Charlie Hebdo*
- 39 **Fernsehen** Aufstand im Newsroom
- 40 **Papa, bist du ein Idiot?**
Marco Rima spricht mit seinem Sohn
- 41 **Henryk M. Broder**
Rückkehr der Heizpilze
- 42 **Leserbriefe**
- 43 **Nachruf** Mike Shiva
- 44 **Beat Gygi**
Rentengeschenke für Zuwanderer
- 45 **Grosses *Weltwoche*-Gemeinderating**
Zug an der Spitze
- 49 **«Ländliche Gemeinden profitieren»**
Donato Scognamiglio, Immobilienexperte

LITERATUR UND KUNST

- 51 **Ikone der Woche** «Weizenfeld mit Raben» von Vincent van Gogh
- 52 **Bücher der Woche** Daniel Defoe, Cécile Wajsbrot, Martin Meyer, Merlin Sheldrake, Ann Petry
- 57 **Bibel** Die Stadt
- 58 **Jean Seberg**
Die Stil-Ikone der 1960er Jahre

- 60 **Film** «Die Hexenkinder»
- 61 **Theater** «Protest 1980»
- 61 **Podcast**
Sabine Rückert und Andreas Sentker
- 62 **Konzert** «75 Rosen»
- 62 **Pop** Nasty Cherry: «Season 2»
- 63 **Jazz** Daniel Humair,
Samuel Blaser, Heiri Känzig

LEBEN HEUTE

- 64 **Wunderbare Welt**
Ibiza–Laax einfach
- 64 **Unten** durch Scheiblettenkäse
- 65 **Fast verliebt**
Die Glückliche!
- 66 **Sehnsuchtsorte**
«La Closserie des Lilas» in Paris
- 67 **Lebensläufe**
Janine Oppliger, Lokführerin
- 67 **Thiel** Sensationell
- 68 **Essen**
Mittagszeit im Wohnquartier
- 68 **Wein** Gaja am Vulkan
- 69 **Auto**
Alfa Romeo 2.0 Q4 Giulia Veloce Ti
- 69 **Objekt der Woche**
Ferdinand Hodlers «Piz Corvatsch»
- 70 **Zeitzeichen** Schattenikone
- 70 **Fragen Sie Dr. M.**
- 71 **Mittagessen mit ...**
Samuel Menzi, Zigarrenhändler
- 72 **Jimi Hendrix**
Matthias Matussek über den Gitarren Gott
- 74 **Tamara Wernli** Ach, Hollywood

Ein modernes Medizin- und Gesundheitskonzept, schulmedizinisches Fachwissen, neuste Ausrüstung und die innovative Waldhotel Colour Cuisine, eine monochromatische Ernährungsmethode, fördern Gesundheit und Wohlbefinden. Das Hotel ist eingebettet in eine warme, nach Süden ausgerichtete alpine und waldreiche Umgebung.



WALDHOTEL
HEALTH & MEDICAL EXCELLENCE
LAKE LUCERNE

Waldhotel Health & Medical Excellence LEADING YOU TO BETTER HEALTH



EXECUTIVE PRO

Während des Executive PRO-Programms werden umfangreiche medizinische Untersuchungen durchgeführt, einschliesslich Laboranalysen. Unser Programm definiert die klinische Behandlung neu durch die Konzentration auf integrierte und individualisierte Methoden und medizinische Therapien, um Ihnen dabei zu helfen gesünder zu leben und Ihr Wohlbefinden zu steigern.



IMMUNITY BOOST PRO

Schlaf & Ruhe, gesunde Ernährung, Entspannung & Meditation, umfangreiche Aktivitäten im Freien, gesunde Hydratation mit Reduzierung von Koffein und Alkohol, bei gleichzeitiger Optimierung der Einnahme von Vitamin C und D sind nur einige der Mittel, die Sie auf Ihrer Entdeckungsreise zu einem gesünderen Selbst mit unseren Experten kennenlernen.

Von wem machen wir uns abhängig?

Der Kauf neuer Kampffjets ist für die Schweiz von entscheidender strategischer Bedeutung. Das Volk sollte die Typenwahl nicht dem Bundesrat überlassen.

Micheline Calmy-Rey

Bei der Diskussion um den Kauf neuer Kampfflugzeuge ist viel von nationaler Souveränität die Rede. Die Schweiz ist ein neutrales Land. Ein neutrales Land muss sein Territorium verteidigen können, doch das ist leichter gesagt als getan. Müssen wir neue Kampfflugzeuge kaufen, um unsere Unabhängigkeit und Souveränität zu sichern?

Mir ist klar, dass der Luftraum von grösster strategischer Bedeutung ist. Man kann keine Bodentruppen einsetzen, wenn man nicht die Kontrolle über das Territorium hat. Doch wenn es um die Erneuerung unserer Kampfflugzeugflotte und unseres Luftverteidigungssystems geht, müssen wir die Auswahlmöglichkeiten aufgrund der Prinzipien evaluieren, die für unsere Aussenpolitik und Neutralität gelten.

Dass die Funktionsfähigkeit solchen Geräts von ausländischen Technologien abhängt, ist von entscheidender strategischer Bedeutung. Doch am 27. September können wir nur über einen Kredit abstimmen, nicht darüber, was für Systeme und welcher Flugzeugtyp – F/A-18 Super Hornet, Eurofighter oder Rafale – gekauft werden sollen. Zu dieser Entscheidung ist allein der Bundesrat ermächtigt.

Nicht gegen alles gerüstet

In Sachen Verteidigung wie auch sonst verhält sich die Schweiz gern pragmatisch. Sie verfügt über eine Milizarmee, eine Fliegerabwehr und Kampfflugzeuge. Das Ziel ist, reagieren zu können, falls das Land angegriffen wird. Wie sicher die Schweiz ist, hängt von der Art der Bedrohung ab. Da die Wahrscheinlichkeit sehr klein ist, dass eine thermonukleare Bombe auf die Schweiz abgeworfen wird, hat man sich keine Interkontinentalraketen zugelegt. Die Schweiz ist also nicht gegen alles gerüstet. Ihr Verteidigungssystem beruht auf einer Analyse möglicher Bedrohungen.

In Anbetracht der geostrategischen Veränderungen umfassen die Sicherheitsmassnahmen der Schweiz auch Diplomatie, Nachrichtendienst und Wirtschaft. Technisch ist die Infrastruktur der Verteidigung aufgrund internationaler Standards darauf angelegt, dass ver-

schiedene Systeme so integriert werden, dass etwas Eigenes entsteht und man vom Ausland möglichst unabhängig ist. Gleichzeitig soll die Interfunktionsfähigkeit der Armee gewährleistet werden, das heisst, diese muss mit Armeen umliegender Länder funktionieren können. So weit die schöne Theorie.

Die Schweiz mag ihre Verteidigung selbst in der Hand haben, mit der Einschränkung, dass sie militärisch, technisch und industriell von Grossmächten abhängig ist. Sollte sie einen amerikanischen Flugzeugtyp wählen, müsste sie akzeptieren, dass die Verwendung der entsprechenden Technologien gekoppelt wäre an Kontrollen durch amerikanische Experten, die sicherstellen, dass die Verwendung des Geräts den Interessen der USA nicht zuwiderläuft.

Ein neutrales Land muss sein Territorium verteidigen können, doch das ist leichter gesagt als getan.

Gleichzeitig wäre der Schweiz das Recht verwehrt, Einblick zu erhalten in das Funktionieren technologischer Schlüsselgeräte.

Das sei doch nicht so schlimm, wird manch einer sagen. Aber unsere Armee muss bei ihrer Ausrüstung darauf achten, dass sie zusammenarbeiten kann mit den Armeen unserer Nachbarn oder von Ländern, die dieselben Ideale verfechten wie wir. Die Schweiz achtet auf die Interfunktionsfähigkeit ihrer Armee und ist Unterzeichnerstaat der Partnerschaft für den Frieden in Zusammenarbeit mit der Nato.

Gleichzeitig liegt dem Bundesrat daran, die Nachbarstaaten nicht zu verärgern. Deshalb mochte er 2018 den Atomwaffenverbotsvertrag der Vereinten Nationen nicht unterschreiben, um in keine heikle Situation mit Frankreich zu geraten. Er führte damals eine neue Art des Vorgehens ein: Wir schaffen eine Welt ohne Atomwaffen, und zwar mit den Atommächten, nicht gegen sie! Die Schweiz darf keine Verträge eingehen, die der Sicherheitspolitik ihrer Nachbarländer, mit denen sie militärisch zusammenarbeitet, zuwiderlaufen.

Die Schweiz ist nicht das einzige Land, das sich mit diesem Dilemma konfrontiert sieht: Belgien hat amerikanische Kampfflugzeuge gekauft. Indem es (wie Italien und die Niederlande) die F-35 auswählte, hat es sich für einen amerikanischen statt einen französisch-deutschen Verteidigungsschirm entschieden. Das amerikanische Luftverteidigungssystem Patriot ist auch in den Niederlanden, in Schweden, Deutschland und Finnland in Betrieb. Im September 2019 hat Washington den Verkauf von 32 Flugzeugen des Typs F-35 an Polen genehmigt. All diese Länder sind sowohl Europa als auch den USA zur Treue verpflichtet.

Katze im Sack

Bewilligt das Schweizervolk den Kredit für den Kauf neuer Kampfflugzeuge, wird die Aufgabe des Bundesrats erschwert durch den Umstand, dass die USA sich auf den asiatisch-pazifischen Raum konzentrieren. Indem er die Kurden in Syrien im Stich liess, zeigte der amerikanische Präsident nicht nur, dass sein Interesse am Mittleren Osten nachgelassen hat, er fiel auch der Nato in den Rücken. Deren Mitglied, die Türkei, marschierte sogleich in Syrien ein. Die Angriffe des amerikanischen Präsidenten auf die Nato deuten darauf hin, dass der amerikanische Verteidigungsschirm schrumpft.

Die Wahl neuer Kampfflugzeuge ist von strategischer Bedeutung. Entscheidet sich die Schweiz für ein amerikanisches Flugzeug, entscheidet sie sich für Gehorsam gegenüber den USA. Entscheidet sie sich für ein europäisches Flugzeug, entscheidet sie sich für einen französisch-deutschen Verteidigungsschirm. Auch wenn nicht alle Schweizerinnen und Schweizer Experten in Sachen Militärtechnologie sind, sollte man sie bei diesen strategischen Entscheidungen mitreden lassen. Ich werde am 27. September mit Nein stimmen, denn einen Rahmenkredit zu bewilligen, ohne zu wissen, was für Entscheidungen danach gefällt werden, hiesse, die Katze im Sack zu kaufen.

Aus dem Französischen von **Thomas Bodmer**
Micheline Calmy-Rey ist alt Bundesrätin (SP).

Harry Potter auf dem Teller

Der Mann, der aussieht wie ewig zwanzig, macht Appetit und daraus ein fabelhaftes Geschäft. Wer wünschte ihn nicht gerade jetzt als leibhaftigen Gastkoch in die eigene Küche hereinzubitten. Statt nur zuschauen auch riechen und essen.

700 Millionen haben sich von ihm inspirieren lassen, seit er 1999 als kochender Harry Potter auf dem BBC-Bildschirm auftauchte, als «The Naked Chef», der dauernd mit blossen Händen ins Essen greift. Mit der Vespa tuckerte Jamie Oliver auf die Frischmärkte und erfand das Fastfood neu, das bei ihm «Quick and Easy» heisst und innert dreissig Minuten auf den Tisch kommt.

Nur die Potter-Zaubersaga verkaufte sich besser als Jamie Olivers Kochbibeln. Erstaunlich für einen Autor, der an Legasthenie leidet und seinen ersten Roman erst mit 38 Jahren fertiglas, aber eine wunderbare Nase hat für solch rätselhaft poetische Namen wie die, die er und seine Frau Juliette Norton, die auch



Jamie Oliver, der nackte Küchenchef.

Bücher schreibt, den fünf Kindern anhefteten, etwa Poppy Honey Rosie oder River Rocket Blue Dallas.

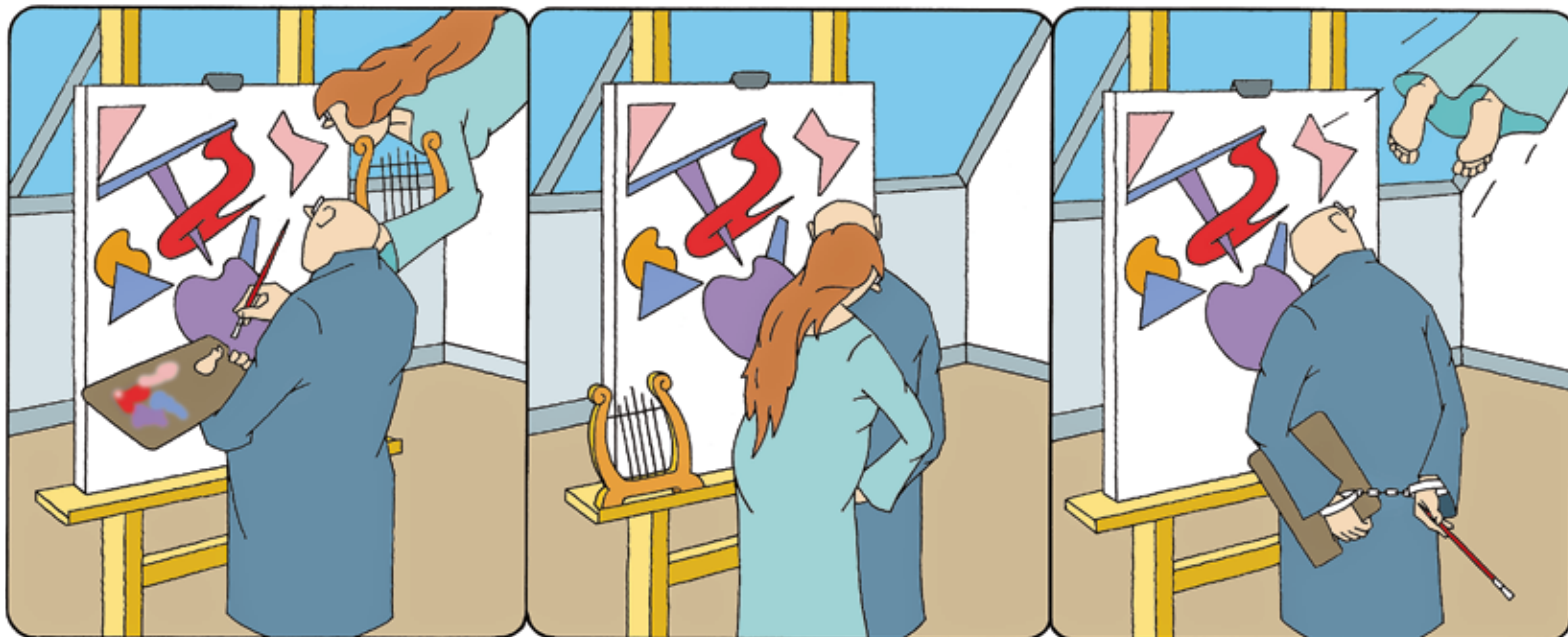
Jetzt, mit 45, ist Jamie Oliver pleite, und es passierte schon vor Corona-Ausbruch. Das Konkursgericht errechnete 80 Millionen Pfund

ungedekte Schulden seiner Kette «Jamie's Italian», der Chef musste auch Steak-Häuser und Barbecues schliessen und über 1300 Angestellte entlassen.

Trends können rasch ändern, auch auf dem Teller. Er wollte eigentlich Grossbritannien mit dem Brexit verlassen, aber nun bleibt er und führt weiter Feldzüge für gesunde Schulmenüs und gegen Zucker in der Nahrung und Essautomaten in den Betrieben, denn Armut macht dick. Was ihn nicht hinderte, von einem Supermarkt 90 Millionen Pfund für Werbung zu nehmen.

Es ist auch nicht so, dass er selber nun verarmt wäre. Sein Vermögen wird immer noch auf 200 Millionen Pfund geschätzt. Für seine Familie erwarb Jamie den alten Landsitz Spains Hall im Bilderbuchdorf Finchingfield nordwestlich von Essex, und dort wird er, sobald Corona vorbei ist, für auserwählte zahlende Besucher live kochen, und die dürfen dann alles aufessen.

BARTAK



TAGEBUCH

Ignazio Cassis



Als Bundesrat wird man oft gefragt, wohin man in den Sommerferien reist. Meine Antwort ist immer dieselbe: ins Tessin natürlich! Das mag überraschen. Als Aussenminister hat es einen in die Welt hinauszuziehen. Wenn man aber das ganze Jahr über unterwegs ist, freut man sich aufs Zuhause. Man sucht die Ruhe, die Geborgenheit, das Vertraute. Der Alltag als Bundesrat ist von einem engen Sitzungstakt geprägt. Das ist vergleichbar mit einer Hausarztpraxis: Man eilt von einem Patienten zum nächsten. Oft würde man sich mehr Zeit für eine fundierte Therapie wünschen. Der Sommer bietet die Möglichkeit der Regeneration. Er erlaubt es mir, mich vertieft mit Themen auseinanderzusetzen. Mal wieder Zeit zum Lesen! So wagte ich mich in diesem Jahr an den literarisch-politischen Diskurs zum liberalen Konservatismus mit Sergio Morisolis «Liberalconservatorismo».

Der Sommer bietet auch die innere Ruhe, auf der Terrasse die Zeitung zu studieren, sich mit dem Weltgeschehen zu befassen. Allerdings dämpfte das in diesem Jahr meine Ferienstimmung. Ein Krieg hier, ein Putsch dort. Demonstrationen, Krawalle, Ausschreitungen. Daneben ein Wettüsten der Grossmächte, humanitäre Tragödien nach Explosionen und Hungersnöte, und als wäre das nicht schlimm genug, deckt eine globale Pandemie schonungslos unsere gesundheitlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schwachstellen auf. Die Welt spinnt. Und wir mit ihr.

Fakt ist, wir befinden uns in einer politisch instabilen Wetterlage. Aber mal ehrlich, wenn wir die menschliche Entwicklung

betrachten, war diese selten geprägt von eitlen Sonnenschein. Wir tendieren lediglich dazu, die Kumuluswolken der Instabilität in der romantischen Retrospektive auszublenden. Musste die Geschichte früher über Generationen erzählt und interpretiert werden, erleben wir sie heute in Echtzeit. War früher Politik ein Thema der Regierung, gehört sie je länger, je mehr dem Volk. Die weltweite Demokratisierung nimmt zu, Armut, Analphabetismus und Arbeitslosigkeit nehmen ab. Die Schweiz wird zu einem Vorbild der politischen Partizipation. Wir tun also gut daran, trotz Hitzewallungen einen kühlen Kopf zu bewahren.

Eine gewisse emotionale Gelassenheit schadet allgemein nicht. Insbesondere dann nicht, wenn es um unsere Beziehungspflege geht. Wir Menschen sind Herdentiere. Wir suchen die Nähe und definieren uns durch die Distanz. Eine Partnerschaft bedingt intensive Pflege und klare Regeln. Das gilt für Menschen genauso wie für Staaten. Länder sind auch nur Menschen. Sie sind eigenständig, eigenwillig und vor allem bunt. Es gibt nicht die eine Schweiz. Genauso wenig, wie es das eine Europa gibt. Europa ist nicht die EU. Und die EU ist nicht Brüssel. Die Europäische Union besteht aus 27 Ländern, darunter unsere Nachbarstaaten. Allein unser wirtschaftlicher Austausch mit Baden-Württemberg und Bayern ist grösser als unsere Handelsbeziehungen mit ganz China.

Langjährige Beziehungen sind keine kurzlebigen Sommerflirts. Sie basieren auf harter Arbeit, klaren Regeln und Kompromissen auf beiden Seiten. Eine politisch-wirtschaftliche Freundschaft, die für Stabilität und Wohlstand sorgt. Eine kollektive Verbundenheit,

die uns unsere individuelle Freiheit erlaubt. Die Schweiz ist erfolgreich, weil sie einzigartig ist. Aber einzigartig geht nur im Austausch. Unsere Alterität ist das Ergebnis langjähriger Gemeinschaft.

Apropos Einzigartigkeit: Die individuelle Freiheit wird in der Schweiz grossgeschrieben. Niemand darf diskriminiert werden, weil er anders ist – weder bezogen auf die Hautfarbe noch auf das Geschlecht. In unserer Souveränität, einzigartig zu sein, sind wir in der Schweiz alle gleich. So steht es in unserer Bundesverfassung. Jeder von uns hat das Recht, eine eigene Meinung zu bilden und diese zu äussern. Für die Aussicht, einzigartig zu sein, gehen wir vereint auf die Strasse.

Vor lauter Eintracht für mehr Individualität laufen wir Gefahr, eine der wichtigsten Errungenschaften unserer Demokratie zu verlieren: die Meinungsvielfalt. Aus der individuellen Freiheit, seine Gedanken zu äussern, wird ein kollektiv verpflichtender Mainstream. Politisch korrekt ist, was die Mehrheit denkt. Eine ehrliche Diskussion wird durch solche Identitätspolitik im Keim erstickt. Es ist aber eben dieser öffentliche Diskurs, der die Schweiz ausmacht. Unser Land ist seit Generationen erfolgreich, weil wir die Freiheit der Essenz pflegen. Tragen wir Sorge zu unserer liberalen Gemeinschaft. Lassen Sie uns miteinander reden und dabei immer den Verdacht haben, dass unser Gesprächspartner durchaus auch mal recht haben könnte.

Ignazio Cassis ist Vorsteher des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten.

Asyl-Klimawandel im Bundeshaus

In Griechenland brennen die Lager. Aktivisten wollen die Flüchtlinge in die Schweiz evakuieren. Früher wären sie im Justizdepartement erhört worden. Heute leistet der Bundesrat Widerstand.

Vor über eine Woche brannte auf der Insel Lesbos das Flüchtlingslager von Moria ab. Umgehend ertönte von Links-Grün der Ruf nach einer umfassenden Rettungsaktion. Die Schweiz solle die Flüchtlinge evakuieren. Allen voran forderte dies die Berner Gemeinderätin und frühere Nationalrätin Franziska Teuscher. Sie war es, die öffentlich ankündigte, das finanziell schwer angeschlagene Bern werde zwanzig Flüchtlinge aus Moria holen. Unterstützung erhielt sie von Balthasar Glättli, dem Präsidenten der Grünen Partei. Er will 3000 bis 4000 Moria-Migranten in die Schweiz fliegen.

Noch vor wenigen Jahren hätten solche Forderungen im Bundeshaus wohl eine Lichterkette der Zustimmung und der wohlfeilen Solidarität entfacht. Man erinnert sich an die frühere SP-Bundesrätin Ruth Dreifuss, die in einem behördlichen Willkür-Gnadenakt in einer Nacht-und-Nebel-Aktion höchstpersönlich zwanzig Flüchtlinge in die Schweiz einflog. Jeder Nichtbundesrat wäre wegen Missachtung der Asylgesetze hart bestraft worden. Auch Simonetta Sommaruga war als oberste Asylministerin im Fall von Syrien nur allzu gern bereit, Kriegsflüchtlingen als Asylanten Aufnahme in der Schweiz zu gewähren – unter Applaus der Medien und vieler Politiker in Bern.

Nun aber scheint die Stimmung zu drehen. Die Zeiten einer bengalisch beleuchteten Willkommenskultur selbst im Angesicht schrecklicher Bilder brennender Asylheime könnten möglicherweise vorbei sein. In diese Richtung jedenfalls deuten die Aussagen, die Bundesrätin und Sommaruga-Nachfolgerin Karin Keller-Sutter gegenüber dem Schweizer Rundfunk machte. Die Magistratin unterbrach ihre Abstimmungstour gegen die Begrenzungsinitiative, um den Evakuierungswünschen eine scharfe Absage zu erteilen.

«Die Aufnahme von Personen im Asylbereich erfolgt über den Bund», betonte sie im Fernsehinterview. Das sei im Asylverfahren so geregelt. Folglich sei es unmöglich, dass Städte auf eigene Faust Flüchtlinge direkt aufnehmen. Auch sei dies der falsche Weg. Der Bundesrat beabsichtige keine Direktaufnahme von Migranten. Vor-



Mutig: Justizministerin Keller-Sutter.

dringlich sei Hilfe vor Ort mit Material und Personal. Tatsächlich hat die Schweiz am Freitag vor einer Woche schon eine erste Lieferung von Hilfsgütern nach Griechenland geschickt – begleitet von Spezialisten des Schweizerischen

Für einen Moment wirkt der smarte Harvard-Jurist wie eine Appenzell-Variante von Andreas Glarner.

Korps für humanitäre Hilfe. Am Dienstag startete ein weiteres Flugzeug mit vier Tonnen Hilfsgütern in Richtung Lesbos.

Allerdings markierte Keller-Sutter im SRF-Gespräch nicht nur Abgrenzung und ein schroffes Nein. Sie liess durchblicken, dass die Schweiz «unbegleitete Jugendliche» und minderjährige Asylsuchende durchaus aufzunehmen bereit sei,

im Rahmen bisheriger Abmachungen und Verfahren. Die Tore sind nicht ganz geschlossen, ein Spalt bleibt offen.

Was auffällt: Mit ihren klaren, mutigen Aussagen erntet Keller-Sutter unter den Parteien, die linken und grünen ausgenommen, erstaunlichen Zuspruch. Es scheint so, als habe sich generell der asylpolitische Willkommensreflex unter der Bundeshauskuppel ein bisschen abgekühlt. Das mag auch mit der bevorstehenden Abstimmung über die Begrenzungsinitiative zusammenhängen. Niemand möchte der SVP Munition liefern. Vielleicht aber steckt auch mehr, steckt ein asylpolitischer Klimawandel dahinter.

CVP-Nationalrätin Marianne Binder-Keller, Mitglied der in Asylfragen federführenden Staatspolitischen Kommission (SPK), eine anerkannte Vernunftpolitikerin mit gelegentlichen gutmenschlichen Neigungen, begrüsst die Hinhalte-Position der Justizministerin. Ohne eine Gesamtstrategie in Europa könne die Schweiz das Problem nicht lösen. Als wirkungsvollste Sofortmassnahme sieht sie die Betreuung der Kinder vor Ort. «Wir schicken Hilfsgüter, Helfer und Mediziner, weshalb nicht auch Fachleute für die Kinder?» Hätte es bei der CVP früher nicht aufnahmewilliger getönt?

Die Bereitschaft zur Einfliegung von Flüchtlingen ist auch in Keller-Sutters eigener Partei FDP nicht besonders gross. «Der Bundesrat hat ein humanitäres Zeichen gesetzt. Viel weiter sollte er nicht gehen», findet Ständerat Andrea Caroni, Präsident der Staatspolitischen Kommission. «Würde Europa ganz Moria evakuieren, würden in Kürze sämtliche Flüchtlingslager brennen, und würde es die Schweiz alleine tun, dann würde es auch hier brennen.» Für einen Moment wirkt der geschmeidige Harvard-Jurist wie eine Appenzeller Variante von Andreas Glarner.

Man mag die Signale nicht überbewerten. Gut möglich, dass die Lichterketten-Fraktion sich doch noch durchsetzt. Aber es gibt atmosphärische Veränderungen im Bundeshaus. Ist es der Anfang einer neuen Tendenz zu mehr asylpolitischem Realismus? Die SVP könnte ein Alleinstellungsmerkmal verlieren.



VIP-Angebot: Fünf-Sterne-Hotel «Schweizerhof» in Luzern Wo die Schweiz das Leben feiert

An absolut bester Lage in der Schweizer Bilderbuchstadt Luzern befindet sich der traditionsreiche «Schweizerhof». Gastieren Sie dort, wo seit 175 Jahren königliche Hoheiten, grosse Denker und Politiker, berühmte Schauspieler, Sportler und Musiker aus aller Welt ein- und ausgehen.

Einbettet zwischen Vierwaldstättersee und historischer Altstadt liegt das altherwürdige Hotel direkt an der Uferpromenade. Das Traditionshaus verfügt über 101 Zimmer und Suiten, die alle ihre eigene Geschichte erzählen. Maharadscha von Indore, Leo Tolstoi, Richard Wagner, Lewis Hamilton – das sind nur ein paar Namen von Gästen, die sich hier wie zu Hause gefühlt haben.

Das Fünf-Sterne-Hotel ist der perfekte Ausgangspunkt für Ihren traumhaften Aufenthalt in einer der schönsten Schweizer Städte. Der «Schweizerhof» ist aber auch Gastgeber von namhaften Veranstaltungen wie dem Blue Balls Festival, dem Lucerne Blues Festival oder dem Retro Festival.

In den hauseigenen Restaurants «Galerie» und «Pavillon» werden Sie mit erstklassigen Speisen verwöhnt. In herrschaftlichem Ambiente und mit spektakulärer Aussicht erwar-

ten Sie auserlesene Gerichte – von Luzerner Spezialitäten bis zu Speisen aus exotischen Gegenden dieser Welt.

Als Hotelgast finden Sie Ruhe und Entspannung im Wellnessbereich bei Massagen mit erstklassigen Produkten. Im fünften Stock geniessen Sie im Ruheraum die atemberaubende Aussicht über das Luzerner Seebecken und auf das Bergpanorama.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot: Hotel «Schweizerhof» in Luzern

Leistungen:

- 1 Übernachtung im Deluxe-Doppelzimmer zur See- oder Stadtseite
- Reichhaltiges Frühstück
- Kaffee und Kuchen am Nachmittag
- Begrüssungsdrink an der Bar
- 4-Gang-Dinner
- Freie Nutzung Wellness- und Beauty-Bereich
- ÖV-Ticket für Stadt und Agglomeration

Spezialpreis (pro Person im DZ):

Seeseite: Fr. 290.– (statt 425.–)
Verlängerungsnacht (nur DZ/Frühstück): Fr. 220.–
Stadtseite: Fr. 270.– (statt 405.–)
Verlängerungsnacht (nur DZ/Frühstück): Fr. 200.–

Reservation:

Buchen Sie Ihr Angebot direkt im Hotel mit Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 410 0 410 oder per E-Mail an: reservation@schweizerhof-luzern.ch. Das Angebot ist gültig ab Publikation bis zum 24. Dezember 2020.

Veranstalter:

Hotel «Schweizerhof», Luzern
Infos unter www.schweizerhof-luzern.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

BLICK IN DIE ZEIT



Der eine kann nicht, der andere will nicht, und ein Dritter möchte als Ersatzmann gar nicht zuständig sein. Die SVP hinterlässt einen fürchterlichen Eindruck in den Diskussionen über Bundesrichter Yves Donzallaz. Die sonst so wortgewaltige und um kaum eine Provokation verlegene Partei eiert herum, hüllt sich in ohrenbetäubendes Schweigen, wenn es darum geht, ihre Haltung zum umstrittenen Bundesrichter den Medien und der Öffentlichkeit zu erklären. Man hat den Eindruck, als ziehe ausgerechnet die SVP, die sonst so wutschnaubend gegen ein-knickende Bundesräte und biegsame Diplomaten austeilt, kleinlaut den Schwanz ein.

Ganz offensichtlich hat sich die Partei von den Medien einschüchtern, weich kochen lassen. Als die SVP in Aussicht stellte, Donzallaz nicht wiederzuwählen, ging ein Crescendo von Vorwürfen los. Die Partei, hiess es, missachte die Gewaltenteilung. Sie attackiere die richterliche Unabhängigkeit. Von diktatorischen Anwandlungen war die Rede, von einer Orbanisierung der Schweiz, einem Absturz in polnische Verhältnisse – eine Beleidigung Ungarns wie Polens –, so als ob die SVP eine Mine an den Fundamenten der Eidgenossenschaft gezündet habe. Das alles ist Unsinn, aber die Partei scheint ausserstande, die abstrusen Angriffe zu parieren.

Dabei wäre es gar nicht schwer. Natürlich hat jede Partei, auch die SVP, das Recht, einen Bundesrichter, den sie einst portierte, nicht mehr wiederzuwählen. Die Rechtswissenschaft ist keine Mathematik, die Urteile der Richter sind durchtränkt mit Weltanschauung und Politik. Alle Parteien wählen Richter aus, von denen sie sich Urteile

erhoffen, die der eigenen Ideologie entsprechen. Ausserdem stehen die Richter in der Schweiz nicht über der Demokratie. Auch sie müssen sich demokratischen Wahlen stellen und sich bewähren. Die Parteizugehörigkeit schafft Transparenz und eine gewisse Berechenbarkeit.

Bei der Besetzung von Bundesrichterstellen geht es heute um die grundsätzlichs-te aller Fragen, ob Landesrecht oder Völkerrecht zu oberst stehe. Die Richter sind sich in dieser Frage nicht einig. Immer wieder kommt es, je nach Zusammensetzung der Gremien, zu unterschiedlichen Urteilen in ähnlichen Fragen. Zwei philosophische Schulen stehen sich

Die SVP macht einen fürchterlichen Eindruck in den Diskussionen um Bundesrichter Donzallaz.

gegenüber: Die Internationalisten messen dem internationalen Recht einen übergeordneten, gleichsam heiligen, früher hätte man wohl gesagt: naturrechtlichen Rang bei. Ihr Übervater ist der Völkerrechtler Daniel Thürer. Er schrieb vor neun Jahren ein Gutachten für den Bundesrat, in dem er den Standpunkt einnimmt, es brauche gar keine Volksabstimmung über einen Schweizer EU-Beitritt. Man könne einfach europäisches Recht zu dem der Schweizer Verfassung übergeordneten Völkerrecht erklären. Dann wäre die Schweiz EU-Mitglied ohne Zustimmung des Souveräns.

Dieser Denkschule stehen die Rechtspositivisten gegenüber. Sie lehnen die Idee eines übergeordneten internationalen Rechts ab. Sie misstrauen dem Begriff Völkerrecht, weil das sogenannte Völkerrecht in aller Regel nicht von den Völkern, sondern von irgendwelchen

intransparenten Zirkeln beschlossen wird. Für die Rechtspositivisten darf als Recht nur gelten, was in einem Staat im Rahmen ordentlicher Verfahren vom verfassungsmässigen Souverän als Recht gesetzt wird. In der Schweiz sind dies Volk und Stände. Volksentscheide stehen über dem internationalen Recht. Sie brechen auch ältere internationale Verträge.

Die SVP steht vehement auf der Seite der Rechtspositivisten. Sie ist die Anti-Thürer-Partei. Sie hat den Vorrang des Landesrechts vor internationalem Recht zu einem Kernanliegen ihres Programms gemacht. Deshalb versucht sie Richter nach Lausanne zu schicken, die nicht der internationalistischen Naturrechts-Doktrin verhaftet sind. Richter Donzallaz, kein schlechter Jurist, wurde von der SVP gewählt, aber er geriet mit der Partei in Konflikt, weil er in wegweisenden Urteilen, welche die Personenfreizügigkeit und die Preisgabe von Bankkundendaten betreffen, internationales Recht über die Bundesverfassung stellte.

Man muss es nüchtern sehen. Mit ihrer Nichtwahl steht die SVP zu ihrem Fehlentscheid. Sie hätte Donzallaz nie wählen dürfen. Der Fehler liegt nicht beim Unterwalliser. Er hat die Partei bei seiner Kandidatur nicht getäuscht. Die SVP hat einfach zu wenig genau hingeschaut. Das Theater aber, das die Zeitungen und die anderen Parteien um diese Sache machen, ist politisch motiviert. Den SVP-Kritikern geht es nicht um die Gewaltenteilung. Sie sehen in Donzallaz einen politischen Verbündeten. Die SVP sollte sich davon nicht beirren lassen. Wenn sie ihre eigenen Überzeugungen ernst nimmt, darf sie Donzallaz nicht wiederwählen.

Die Versuchung der Macht

Die Corona-Pandemie hat zu einer gigantischen Ausweitung staatlicher Macht geführt. Fast widerstandslos ergeben sich die Leute der Bevormundung. Doch es gibt Auswege.

Beat Gygi

Die weltweite Corona-Pandemie hat die Welt auf unvorstellbare Weise verändert, auch die Schweiz. Wir beobachten überall einen massiven Ausbau staatlicher Zuständigkeiten. Die Eigenverantwortung wird zurückgefahren. Freiheitsrechte bleiben auf unabsehbare Zeit beschränkt. Die Leute scheinen es sich gefallen zu lassen, weil die Behörden beteuern, die Beeinträchtigungen seien lebensrettend und vorübergehend, «temporär». Aus der Geschichte hingegen wissen wir, dass nichts permanenter ist als vorübergehende staatliche Anordnungen.

Grenzschiessungen, Protektionismus, der Versuch, den internationalen Handel dauerhaft herunterzufahren, abgewanderte Industrien wieder «heimzuholen»: Das sind nur ein paar Entwicklungen, die hastig und ohne ernsthafte Debatte als Reaktion auf die Ausbreitung des Virus von so unterschiedlichen Politikern wie Angela Merkel, Viktor Orbán oder Emmanuel Macron vorangetrieben werden.

Freiheit gegen Sicherheit

Noch vor wenigen Monaten wäre es undenkbar gewesen, dass sich die Menschen freiwillig unter den intimen nationalen Radar eines elektronischen Virus-Überwachungssystems mit Einblick in private Daten begeben oder sich das Tragen von Gesichtsmasken von der Politik befehlen lassen würden. Ob die Masken wirklich genügend nützen, hat man genauso wenig diskutiert und debattiert wie die Frage, ob die Zwangsschliessung ganzer Industrien im Rahmen der Shutdown-Strategie so viel brachte, wie sie gekostet hat.

Gewiss: Menschen sind bereit, Freiheit zu opfern, wenn sie dafür Sicherheit bekommen. Das menschliche Bedürfnis nach Schutz allerdings trifft auf die Neigung der Politik, immer mehr Macht an sich zu reissen. Viele Politiker handeln dabei nicht einmal nur aus purer Machtgier. Sie sind überfordert, wollen keine Fehler machen, ordnen Verschärfungen an, damit sie sich auf keinen Fall dem Vorwurf aussetzen, Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Belauert



Wie lange braucht es, bis wir zurück zur Freiheit finden?

von alarmistischen Medien, haben sie jedes Interesse, eine Null-Risiko-Strategie zu fahren – mit anhaltend negativen Auswirkungen auf die Freiheit und die Volkswirtschaft.

Typisch dafür ist das Covid-19-Gesetz, das im Bundeshaus beraten und wohl abgesegnet wird. Obschon die Pandemie an Tödlichkeit stark nachgelassen hat, lässt sich der Bundesrat damit einen Freibrief für die Verlängerung seiner Notmassnahmen ausstellen. Das Gesetz verstetigt den Ausnahmezustand, aber es regelt auch die Milliardenbeiträge an Betriebe und Unternehmen, die aufgrund des Shutdowns nicht mehr arbeiten konnten. Gefährlich ist, wie der Bundesrat die umstrittene Ausdehnung seiner Machtbefugnisse mit unbestrittenen Fragen finanzieller Entschädigungen verknüpft. Wer das Gesetz aus staatspolitischen Gründen ablehnt, dreht den geschädigten Firmen den Geldhahn zu. Das wagt niemand.

Natürlich haben wir es in der Schweiz nicht mit der Installierung einer harten Gesundheitsdiktatur zu tun, aber die Grenzen verschieben sich: zugunsten der Regierung, zulasten der Bevölkerung. Der Bundesrat will den Begriff «Pandemie» im Covid-Gesetz pikanterweise fallenlassen. Man wolle, heisst es, die Massnahmen zur Pandemiebekämpfung

in der Schweiz auch dann weiterführen, wenn die WHO für den Rest der Welt die Pandemie für beendet erkläre. Während der Bundesrat gegenüber der EU nicht müde wird, vor Schweizer Alleingängen zu warnen, lässt er sich hier den nationalen Alleingang seiner Corona-Sondervollmachten gesetzlich verbrieft.

Durch Corona verschieben sich die Gewichte nicht nur zwischen Staat und Bürger, sondern auch zwischen Parlament und Regierung. Das neue Covid-Gesetz, es wurde schon bemerkt, ist voll von «kann»-Bestimmungen, die den Bundesrat faktisch in die Rolle eines Gesetzgebers drängen, nach dem Motto «Vertrauen ist gut» – allerdings ohne den Nachsatz: «Kontrolle ist besser».

Dabei gäbe es eine starke Nachfrage nach Kontrollen. In der Vernehmlassung zum Covid-Gesetz gingen etwa tausend Stellungnahmen von Privatpersonen ein, die sich zu verschiedenen Punkten «kritisch bis ablehnend äussern oder die Vorlage schlicht ablehnen» – dies ganz im Gegensatz zur politischen und institutionell organisierten Welt. Die Rückmeldungen der Kantone waren laut den Angaben gesamthaft positiv, und von den rund sechzig Organisationen und Verbänden wurde auch kein grosser Widerstand gemeldet. Nach

der Zustimmung des Parlaments können die normalen Leute, die Stimmbürger, nun einzig noch das Referendum nutzen, um sich zu wehren. Wenn allerdings die entsprechende Abstimmung reif zur Durchführung sein wird, wird das Gesetz schon nicht mehr in Kraft sein.

Also, was soll's, dann kann der Schaden aus dem Gesetz doch nicht gross sein! Doch. Dass die zweite Gewalt im Staat, Regierungen und Verwaltungen von Bund und Kantonen, nun noch eine Zeitlang eine eigenmächtige Corona-Politik weiterführen darf, hat eine viel breitere Wirkung, als es zunächst den Anschein macht. Es zeichnet sich ein schleichender Umbau in Richtung umfangreicher Staat ab.

Erstens kann der Bundesrat die unheimliche Macht des Virus für seine eigenen Zwecke nutzen und zur Geltung bringen. Die Unberechenbarkeit von Corona rechtfertigt jeden Aktivismus. Am Anfang führte die Angst vor überfüllten Spitälern und Intensivstationen zum Shutdown nach ausländischem Vorbild. Als dann die Ansteckungswelle vorbei war und die Krankenhäuser leer blieben, zögerte der Bundesrat die Öffnung der Wirtschaft hinaus, immer mit der Warnung, wie gefährlich das Virus sei und was noch kommen könnte. Debatten über die Wirksamkeit der Massnahmen blieben aus. Bis heute hat sich der Bundesrat kaum vor Kritikern erklären müssen.

Bundesrat im günstigen Licht

Momentan orientiert sich die Regierung weiterhin an den Fallzahlen positiver Corona-Tests, wenn es um Schliessungen, Öffnungen oder Quarantäneanordnungen geht. Dabei ist doch offener denn je, wie Infektionen mit Krankheit und Sterblichkeit zusammenhängen – und weltweit deuten nun immer mehr Untersuchungen darauf hin, dass die wirtschaftlich verheerenden Shutdown-Massnahmen aus Epidemiesicht wohl ohne grosse Wirkung waren.

Zweitens sichert die Regierung ihre Macht durch geschickte Bündnisse ab. In der Schweiz blieb die offizielle Corona-Politik bisher vor ernsthaften Angriffen verschont, unter anderem weil sich der Bundesrat eine zustimmende Umgebung eingerichtet hat. Die vom Bund ernannte und beauftragte «Swiss National Covid-19 Science Task Force» mit rund sechzig Wissenschaftlern gilt als wichtigste Autorität in der Epidemienpolitik. Immer wieder treten eine Professorin oder ein Professor, Epidemiologen, Virologen, Modellbauer, weniger Immunologen, medienwirksam an die Öffentlichkeit, und meistens rücken sie dabei die bundesrätliche Corona-Politik in ein günstiges Licht.

Die Loyalität des Wissenschaftlerkreises ist dem Bundesrat ziemlich sicher, da viele dieser Expertinnen und Experten in öffentlichen Institutionen tätig sind, die hauptsächlich staatlich finanziert werden. Dass der Forschungsratspräsident des Nationalfonds, Matthias

Egger, ebenfalls Mitglied der Task-Force ist, anfangs sogar ihr Präsident, kann nicht ohne Einfluss auf die Kolleginnen und Kollegen sein, da er in seiner anderen Rolle ja über die Geldvergabe in der Schweizer Wissenschaftsszene mitentscheidet. Wer will es sich schon mit dem Nationalfonds verderben?

Verschwörungen überall

Ausserhalb des Bundeskreises stehen die Immunologen Beda M. Stadler oder Pietro Vernazza, die ernsthafte Kritik vorbringen. Bei alledem hat der Bundesrat den Hauptteil der Medien auf seiner Seite, die eifrig auf der Regierungslinie argumentieren und aussenstehende Meinungen rasch als Verschwörung

Die Frage ist, wie lange es braucht, bis wir zu Freiheit, Freihandel und Globalisierung zurückfinden.

abtun. Es passt ins Bild, dass die Corona-Politik von Bundesrat und Parlament eine Aufstockung der Medienförderung vorsieht.

In der Klima- oder der Europapolitik breiten sich ähnliche Muster einer Verwaltung mit angegliedertem Resonanzkörper aus. Das Energie- und Umweltdepartement ist mit einem grossen Netz von Organisationen aus der Branche verbunden. Und vorige Woche traute man seinen Augen kaum: Schweizer Ökonomen beurteilten das Prinzip der Eigenständigkeit mit wuchtiger Mehrheit als negativ. In einer gemeinsam von der NZZ und der Konjunkturforschungsstelle KOF der ETH Zürich durchgeführten Befragung gaben drei Viertel an, dass sie aus ökonomischer Sicht zum Beispiel eine «eigenständige Regelung der Zuwanderung» negativ beurteilten. Die Befunde der Forscher decken sich fast unheimlich genau mit den Verlautbarungen der Regierung. Ein Schelm, der annimmt, die Übereinstimmung könnte auch damit zu tun haben, dass die ETH ein bundes-eigener Betrieb ist.

Wir können es immer noch stoppen

Weit und breit nicht zu sehen ist die Opposition. Die Unterschiede zwischen Bundesrat und Parlament verschwimmen. National- und Ständerat übertrumpfen die Regierung noch, was Zahlungen an eigene Klientelgruppen angeht. Der Bundesrat, der eigentlich Verursacher der wirtschaftlichen Schäden ist, gebärdet sich nun als Retter mit Milliarden, die ihm nicht gehören. Anstatt dagegenzuhalten, wollen sich auch die parlamentarischen Kontrolleure als spendable Helfer inszenieren. Wir leben in Zeiten einer reduzierten Demokratie, der behördlichen Selbstverwirklichung. All dies ebnet den Weg zum grossen, zum vereinnahmenden Staat – auf allen Gebieten von Umwelt, Familie, Sozialwesen, Schule und so weiter.

Aber wir leben doch in ausserordentlichen Zeiten, werfen die Verfechter des Ausnahmezustands ein. Tatsächlich ist die Coronapandemie, was die Todeszahlen angeht, nach wie vor weniger gefährlich als frühere grosse Grippeepidemien. Damals gab es weder Schliessungen noch Shutdowns. Neu ist demnach nicht die Pandemie, neu ist die extreme, weltweit und institutionell koordinierte Reaktion der Menschen darauf. Nicht auszu-denken, was passieren könnte, wenn eine noch gefährlichere Krankheit dereinst den Planeten heimsucht.

Die Frage ist, wie lange es braucht, bis wir zurück zur Freiheit finden. Wie lange werden Freihandel und Globalisierung noch beeinträchtigt bleiben? Internationaler Wohlstand erfordert ein gewisses Mass an Offenheit von Gesellschaften und Märkten. Wenn sich alle auf ihre Scholle zurückziehen, werden alle ärmer. Furcht und Panik haben schon ganze Zivilisationen umgebracht. So weit muss es nicht kommen. Es gibt keinen vorbestimmten Weg in den autoritären, protektionistischen Superstaat. Wir haben es in der Hand, die Horizonte, die sich durch Corona verengt haben, wieder auszuweiten. Die Zukunft ist auch das Produkt unserer Entscheidungen.



„ Der Wolfsbestand wächst jedes Jahr um 20 Prozent. Damit nehmen die Konflikte zwischen Wild-, Nutztieren und Menschen zu. Das Jagdgesetz liefert pragmatische Lösungen.

Thomas Aeschi
Nationalrat SVP

**Fortschrittliches
Jagdgesetz Ja.**

ja-zum-jagdgesetz.ch



PERSONENKONTROLLE

Amherd, Nantermod, Nordmann, Keller, Ryter, von Werdt, Zünd, Gartenmann, Fiala, Pfister, Kim



Fussballfan: Bundesrätin Amherd.



Putzmunter: Diktator Kim Jong Un.

Viola Amherd, Mysterium, half, den FC Helvetia aus der Taufe zu heben, das erste Frauenfussballteam des Parlaments. Die Sportministerin gab sich zur Gründung die Ehre und offenbarte sich in einem Bericht der «Tagesschau» als grosser Fussballfan. Man glaubt es kaum: Wo bloss war die fussballeuphorische CVP-Bundesarätin, als vor Wochen die Wogen ob der Frage hochgingen, wie man trotz Covid-19-Pandemie wieder Fussballspiele vor Publikum organisieren könne? Von Amherd, die im April mit einer umfassenden Ausgangssperre geliebäugelt hatte, hörte man dazu nichts. (*hmo*)

Philippe Nantermod, Ablaufdaten-Spezialist, legte während der dringlichen Corona-Debatte des Nationalrats den Finger auf einen wunden Punkt. Der FDP-Nationalrat aus dem Wallis gab zu bedenken, dass einige Vorstösse zum Thema Corona die Migros-Data-Limite längst überschritten hätten. Gemeint war auch eine Motion von SP-Fraktionschef **Roger Nordmann**. Dieser hatte vor der Sommerpause verlangt, dass der Erwerbsersatz für Selbständigerwerbende weitergeführt werden müsse – was der Bundesrat in der Zwischenzeit aber schon beschlossen hatte. Worauf Nordmann zähneknirschend ans Mikrofon eilte, um den Rückzug seines Vorstosses bekanntzugeben. (*hmo*)

Helen Keller, Gefangene, wird ihre Zelte am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte wohl nicht wie geplant abrechen können. Eigentlich läuft die Amtszeit der Schweizer Richterin Anfang Oktober ab, doch ihr Nachfolger oder ihre Nachfolgerin, der oder die im Juni in Strassburg hätte gewählt werden sollen, steht noch nicht bereit. Die Parlamentarische Versammlung des Europarats sieht sich wegen der Pandemie nämlich seit Monaten

nicht in der Lage, Sitzungen zu organisieren und durchzuführen. Und ohne Sitzung keine Richterwahl. Das ist ungemütlich für die drei Schweizer Bewerber **Marianne Ryter**, **Nicolas von Werdt** und **Andreas Zünd**, die seit letztem Jahr als Kandidaten bereitstehen – und noch immer darauf warten, von der vorbereitenden Wahlkommission angehört zu werden. (*fon*)

Werner Gartenmann, Opfer, ärgert sich über willkürliche Zensur. Die Liste der sozialen Medien, die das Video zur Begrenzungsinitiative stoppen liessen, sei derart lang, dass von einer Attacke auf die Meinungsbildung gesprochen werden müsse, polterte der Geschäftsführer der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns). Weiter: Der Vorwurf, der Clip sei zu weit rechts, lasse politischen Anstand sowie staatspolitische Intelligenz vermissen; er sei eine gezielte Diffamierung. Wir sind auch empört! (*hmo*)

Doris Fiala, Irrlicht, politisiert in ihrer – wie vermutet wird – letzten Amtszeit als FDP-Nationalrätin ungestüm und ungebunden. Sie stimmte sowohl für das Stimmrechtsalter sechzehn als auch für eine Finanzspritze zugunsten der Online-Medien. Die überwiegende Mehrheit der Freisinnigen hatte beide Vorhaben bekämpft und war zusammen mit der SVP knapp unterlegen. Ob CVP-Chef **Gerhard Pfister** die mäandrierende FDP-Frau bereits in seine neue Mitte-Partei eingeladen hat, ist nicht bekannt. (*fsc*)

Kim Jong Un, Stehaufmännchen, liegt doch nicht auf dem Sterbebett. Mit weissem Freizeithemd besichtigte ein putzmunterer nordkoreanischer Diktator vergangene Woche die Schäden, die der Taifun Maysak angerichtet hatte. Schnell fand Kim einen Schuldigen: Er feuerte den örtlichen Parteichef. (*ky*)

Grosszügig mit fremdem Geld

Die Stadtregierung von Bern äusserte sich «bestürzt» über die Brände im Flüchtlingslager Moria auf der griechischen Insel Lesbos. Sie will «in einem ersten Schritt» zwanzig Flüchtlinge aufnehmen und fordert die Bundesbehörden auf, «über die bestehenden Verpflichtungen hinaus» Betroffene in die Schweiz zu holen. Gleichzeitig behauptet die Exekutive Berns, dass die fortschrittlichen Kräfte in den anderen Städten diese Forderung unterstützten.

Noch laufen die Untersuchungen über die offensichtlichen Brandstiftungen im Lager von Moria. Dass es Flüchtlinge waren, die das Feuer vorsätzlich gelegt haben, ist so ziemlich erwiesen. Ein Motiv wäre jedenfalls vorhanden: Die fast ausschliesslich jungen, männlichen Migranten wollen weiter nach Westeuropa. Und wenn das Brandunglück zu genügend Druck führt, das Lager aufzulösen, wäre der Plan allfälliger Brandstifter aufgegangen.

Das wäre ganz im Sinne der kriminellen Schlepper. Sie freuen sich über die Bereitschaft einer Stadt Bern, ihr florierendes Geschäftsmodell am Leben zu erhalten. Auch Zürich mochte nicht zurückstehen und verlangte vom Bund, gemeinsam mit den aufnahmebereiten Städten eine Direktaufnahme von Flüchtlingen aus Moria umzusetzen. Luzern hat gegenüber dem Bund bereits im Juni die Bereitschaft signalisiert, Flüchtlinge aus Lesbos aufzunehmen. Auch Basel, Genf, Lausanne, St. Gallen und Winterthur beteiligten sich an der noblen Geste.

Die rot-grün beherrschten Städte machen neuerdings mit vereinten Kräften ihre eigene Asylpolitik – völlig ohne Rechtsgrundlage. Doch das urbane Solidaritätsbekenntnis erweist sich bei näherer Betrachtung als ziemlich billig. Denn die ersten fünf bis sieben Jahre bezahlt der Bund für die Flüchtlinge. Die Städte müssen für ihre öffentlich zelebrierte Mitmenschlichkeit das Portemonnaie nicht öffnen. Dafür können sie ihre grosszügig ausgebauten Asylstrukturen weiter bedienen, statt sie angesichts sinkender Flüchtlingszahlen zurückfahren zu müssen. Auch sonst verstehen sich die linken Stadtregenten aufs Rechnen: Die im Asylbereich beschäftigten Mitarbeiter sind als Wähler treue Garanten ihrer politischen Mehrheit.

Christoph Mörgele

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ Zi. Eck-EFH, 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'411'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 5 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 517'200.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You Tube 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

 **SVIT**
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

 **EIGENHEIM**
MESSE
SCHWEIZ

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand August 2020

«Wir haben die Dinge auf den Kopf gestellt»

US-Aussenminister Mike Pompeo erklärt im Exklusiv-Interview die neuen Friedensschlüsse in Nahost. Und er stösst eine Warnung an Grossbritannien, Frankreich und Deutschland aus.

Dominic Green

Washington D.C.

Treten Sie ein!» Mike Pompeo deutet auf einen Stuhl vor einem Marmorkamin im Aussenministerium. «Zwei Meter Abstand, das ist okay.» Pompeo sieht gutgelaunt, wenn auch etwas müde aus. Wir treffen uns einen Tag vor der Unterzeichnung der Verträge zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten und Bahrain. «Das wird ein richtig guter Tag», sagt Pompeo. Die Verträge seien das Ergebnis «jahrelanger harter Arbeit» der Regierung Trump. «Das Verteidigungsministerium, das Aussenministerium und Teams des Weissen Hauses – alle haben zusammengearbeitet, um dieses Ziel zu erreichen.»

Trump hat ein Gespür für gutes Timing. Neue Politiker wie Mohammed bin Zayed, der Kronprinz von Abu Dhabi, und der saudi-arabische Kronprinz Mohammed bin Salman sind entschlossen, die arabischen Nationen aus der Sackgasse des religiösen Terrorismus herauszuführen. Wenn Israel und die Golfstaaten durch alte Ängste – vor dem Iran oder der Türkei – in ein Zweckbündnis gedrängt werden, eröffnet dies neue Chancen.

Raus aus dem starren Schema

Ohne Trumps Einsatz wäre es nie zu den Verträgen gekommen, sagt Pompeo. «Er hat die Bedingungen neu definiert. Er hat Jerusalem als rechtmässige Hauptstadt Israels anerkannt. Er hat die Golanhöhen als Teil Israels anerkannt. Wir haben erklärt, dass die Siedlungen nicht grundsätzlich illegal sind.» Die US-Regierung hat die proiranische Politik von Barack Obama aufgegeben und traditionellen amerikanischen Verbündeten wie Israel und den Golfstaaten versichert, dass sie in den USA einen «ehrlichen Partner» hätten. Ihr Nutzen punkto Sicherheit ist real: verteidigbare Grenzen, regionale Anerkennung für die Israelis, modernste Waffen und israelische Technologie für die Araber.

All das hat die konventionelle Diplomatie umgekrempelt. «Wir haben die Dinge auf den Kopf gestellt», sagt Pompeo. «Die Theorie war, dass man zuerst das palästinensische Problem lösen müsse, bevor andere Länder Israel anerkennen

würden. Wir haben gesagt: Nein, wir müssen aus diesem starren Schema raus. Wir müssen einen anderen Weg einschlagen, der uns weiterbringt.» Das Ergebnis sei eine Reduzierung der «Ressourcen der Islamischen Republik Iran und die wachsende Bereitschaft der Golfstaaten und Israels, gemeinsam auf Bedrohungen zu reagieren».

In Europa findet das wenig Beifall. Als einziger EU-Aussenminister reiste der Ungar Péter



«Diplomatie umgekrempelt»: Pompeo und Al-Jubeir in Riad.

Szijjártó an die Unterzeichnungszeremonie im Weissen Haus. Grossbritannien, Frankreich und Deutschland haben Trumps Bemühungen um eine Wiedereinsetzung der Uno-Sanktionen gegen den Iran abgelehnt. Und die US-Demokraten sind entschlossen, das Iran-Abkommen wiederzubeleben.

Joe Biden habe gesagt, er werde unmittelbar nach Amtsantritt zum Atomabkommen zurückkehren – also Milliarden Dollar an ein korruptes theokratisches Regime zurückgeben, so Pompeo. «Präsident Trump hält das natürlich für falsch.» Das gelte auch für «unsere Golf-Partner» – eine Formulierung, die Saudi-Arabien einschliesst, das nicht an den Verträgen beteiligt ist, aber israelischen Flugzeugen Überflugrechte gewährt.

Zum ersten Mal seit den 1990ern und dem Oslo-Abkommen und nach zwei Jahrzehnten Krieg ist Frieden im Nahen Osten wieder mög-

lich geworden. Manche Länder würden erkennen, «dass es in ihrem eigenen Interesse ist, Israels Existenzrecht anzuerkennen und normale Beziehungen mit den Israelis zu unterhalten, kommerzielle Beziehungen, Sicherheitsbeziehungen. All das wäre gefährdet, wenn unsere Aussenpolitik zu dem Punkt zurückkehren würde, wo sie vor vier Jahren war.»

Verlängerung der Iran-Sanktionen

Für Pompeo ist die israelisch-arabische Annäherung ein Selbstzweck, aber sie soll auch helfen, den Iran in die Schranken zu weisen. Er unterstützt Präsident Macrons Intervention im Libanon, warnt aber, dass ein Deal, nach dem Frankreich den Libanon stabilisiert und im Gegenzug die regionale Aggression und die nuklearen Ambitionen des Iran stillschweigend unterstützt, für die Vereinigten Staaten inakzeptabel wäre. «Wir sind froh, dass Macron sich engagiert, aber ein Eintreten für ein Ende des iranischen Waffenembargos im Oktober lässt sich kaum mit dem Wunsch nach einer Verbesserung der Lebensverhältnisse der Libanesen vereinbaren. Diese Waffensysteme, das ganze Geld, die ganzen Reichtümer werden direkt an Hassan Nasrallah gehen, nicht wahr? Es wird direkt an die Hisbollah fliessen.»

Pompeo denkt schon über die Unterzeichnungszeremonie im Weissen Haus hinaus, an den nächsten Konflikt – in der Uno. Im August hatten Grossbritannien, Frankreich und Deutschland Amerikas Forderungen nach einer Erneuerung des Embargos von nicht-nuklearen Waffen abgelehnt. Die USA erwarten ihre Unterstützung, wenn in der Uno darüber abgestimmt wird. «Wir hoffen, Frankreich, Grossbritannien und vor allem Deutschland werden es sich am 18. Oktober genau überlegen. Ohne das Vorgehen der USA wird der Iran ein reicheres Land sein. Deswegen sind wir für eine Verlängerung der Sanktionen. Wir werden das durchsetzen.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Dominic Green ist Redaktor des *Spectator*. Das Interview mit Mike Pompeo fand im Aussenministerium in Washington statt. Die hier abgedruckte Fassung hat er exklusiv für die *Weltwoche* bearbeitet.

Was ist los mit Adrian Amstutz?

Warum ausgerechnet das Coronavirus die SVP sanft implodieren lässt.



Der Aufstieg der SVP folgte lange Zeit den Regeln des Parteaufbaus einer kommunistischen Partei. Der Vorsitzende entscheidet. Die Kader marschieren. Die Basis applaudiert. Vorfeldorganisationen – wie die Auns – ebnen den Weg. Parteinahen Medien sorgen für Sperrfeuer und geben die Themen vor. Geheime Kassen halten die Maschine am Laufen und alle gefügig.

Jetzt ist gewaltig Sand ins Getriebe geraten. Die Wahl des neuen Parteipräsidenten war eine Zangengeburt unter schrittweiser Ausschaltung jeder Konkurrenz. Für den trotz seines biblischen Alters dauerfrechen Klaus J. Stöhlker ist der gewählte Tessiner ein farb- und arbeitsloser ehemaliger Altersheimverwalter. Etwas polemisch, aber nicht ganz falsch.

Der Blocher-Jubel-Biograf Markus Somme suchte leicht verzweifelt und fand schliesslich doch noch 4,8 Millionen Franken, um sein neues Internetportal zu lancieren. Dieses brauche es, weil die *Weltwoche* sich zu viele Feinde geschaffen habe. Und die zu *gstabige* NZZ sowieso nichts taue. Derweil erfindet sich Roger Köppel neu und hat Charles Lewinsky als Tagebuchautor gewinnen können. Gut gelaunt, wie der New-Softie betont. Alles undenkbar vor einem Jahr.

Herrliberg hat derweil die Spenderhosen im Schrank versteckt. Deshalb rollt keine Inseratewelle für die Kündigungsinitiative durch die Schweiz. Ein total verunsicherter SVP-Fraktionspräsident kann niemandem erklären, warum die SVP den von Bundesrat Blocher durchgesetzten Bundesrichter abwählen will. Im Fernsehen kann Thomas Aeschi nicht

erklären, welche Linie die SVP in der Corona-Frage verfolgt.

Und die Anti-CVP-Partei greift nicht einmal mehr ihre Lieblingsfeindin Viola Amherd an. Dies, obwohl Karin Bauer in ihrer sehenswerten TV-Dokumentation aufgezeigt hat, wie die Bundesrätin bei der Maskenbeschaffung trotz der dargebotenen Hand des Roten Kreuzes kläglich versagt hat. Wird bei der Beschaffung der Kampfflugzeuge sicher nicht besser rauskommen.

Noch wissen wir nicht, wie es weitergeht. Aber so wie bisher geht es nicht mehr weiter. Nach der absehbaren Niederlage bei der Kündigungs-

Noch fehlt den Corona-Hysterikern eine Figur wie James Schwarzenbach oder Valentin Oehen.

initiative, für die sich auch niemand mehr so richtig einsetzt, entsteht eine politische Themen- und Marktlücke. Jacqueline Fehr und Jacqueline Badran scheinen dies subkutan verstanden zu haben. Sie positionieren sich vorsorglich stutenbissig gegen die Maskenfetischistinnen Magdalena Martullo und Natalie Rickli.

Das Coronavirus wird, wenn nicht bald brauchbare Impfstoffe verfügbar sein werden, zum grossen politischen Brandbeschleuniger. Denn zu viele fallen in der Schweiz durch das Netz des Sozialstaates. Das ganze Elend etwa der Solo-Selbständigen und der hart getroffenen kleinen Unternehmen wird sichtbar.

Ein Beispiel unter vielen: Adrian Amstutz ist der Präsident der Astag. Seine Reisebusunternehmer sind verzweifelt. Sie möchten, aber sie können nicht fahren. Die Leasingraten laufen, aber es kommen keine Aufträge rein, nur Stornierungen. In Deutschland machen die Busunternehmer mit Sternfahrten Druck auf die deutsche Regierung. Auch an der Basis in der Schweiz rumort es. Was macht SVP-Mann Adrian Amstutz für seine Mitglieder? Warum ist er nicht präsent?

Die SVP stieg schrittweise zur stärksten Partei der Schweiz auf, weil sie Republikaner, Schweizer Demokraten und die Autopartei problemlos schlucken konnte. Die Stichworte: Ausländer raus, EU weg, mehr Grenzkontrollen und freie Fahrt für freie Bürger waren das während dreier Jahrzehnte funktionierende politische Schwarzpulver.

Zu viele Modernisierungsverlierer stimmten bisher für die SVP. Verunsicherung und Abstiegsängste werden absehbar die politische Rechte spalten. Denn der Treibstoff dieses neuen Zeitalters sind Verschwörungstheorien, die rechte und linke politische Versatzstücke bunt mixen. Viele bunte Smarties sorgen für neue Unübersichtlichkeit bei den sich abzeichnenden Querfronten.

Noch fehlt den Corona-Hysterikern einzig eine Figur wie James Schwarzenbach oder der heute 89 Jahre alte Valentin Oehen. Aber was nicht ist, kann jederzeit werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die hohe Kunst, Fehler zu vermeiden

Der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz ist der umjubelte Star der deutschsprachigen Konservativen. Warum ist er so erfolgreich?

Michael Fleischhacker

Als der politische Schwiegermuttertraum Sebastian Kurz mit Anfang dreissig österreichischer Bundeskanzler geworden war, kamen viele deutsche Konservative aus dem Schwärmen nicht mehr heraus: «So einen hätten wir auch gern», sagten sie jedem, der es hören wollte, und allen anderen auch. Sie, das waren jene Christdemokraten, die sich über die Sozialdemokratisierung der Union durch Angela Merkel beklagten und befürchteten, dass sich das Konservative im mittigen Brei des gnadenlosen Pragmatismus auflösen würde. Und was sie mit «so einem» meinten, war die klare Kante, die der junge Österreicher – damals noch Aussenminister – als Gegenspieler der deutschen «Wir schaffen das»-Kanzlerin in der Migrationskrise des Jahres 2015 zeigte.

Keinerlei ideologische Bedürfnisse

Man sagt, dass es zwei Arten von Politikern gebe: Die einen glauben an die Macht der Ideen, die anderen glauben an die Idee der Macht. Sebastian Kurz und Angela Merkel gehören zu Letzteren. So grundverschieden, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, sind die beiden nämlich nicht. Beide gehören nicht zu der Sorte Mensch, die für ihre Ideale mit dem Kopf durch die Wand gehen, sondern zu denen, die begriffen haben, dass man sich seine Ideale ohne stabile Machtbasis bestenfalls im Studierzimmer einrahmen kann.

Und so sind sie beide, von unterschiedlichen Ausgangspositionen, in die Mitte gerückt, dorthin, wo Wahlen gewonnen werden. Merkel, von Helmut Kohl und Wolfgang Schäuble aus gesehen, nach links, Sebastian Kurz, von seinem Vorgänger Reinhold Mitterlehner aus, nach rechts. Mitterlehner, den Kurz im Frühsommer 2017 regelrecht aus dem Parteivorsitz und aus der Koalition mit dem SPÖ-Kurzzeitkanzler Christian Kern geputscht hatte, war vor seiner Zeit als Wirtschaftsminister Generalsekretär der Wirtschaftskammer gewesen, der Zwangsvertretung der mittelständischen Unternehmen des Landes und gemeinsam mit der Arbeiterkammer der Motor des österreichischen Korporatismus.



Mit Merkel rückte er in die Mitte: Kanzler Kurz setzt auf einen eingeschworenen Kreis.

Im Zusammenwirken mit einer langen grosskoalitionären Tradition lähmt dieser Korporatismus seit Jahrzehnten den politischen und ökonomischen Wettbewerb in Österreich. Lange Zeit gab sich Sebastian Kurz als einer jener jungen Liberalen in der ÖVP, die den Korporatismus überwinden und die Wirtschaft liberalisieren wollen. Ein wichtiger Weggefährte war dabei Harald Mahrer, Miteigentümer einer PR-Agentur, der zunächst als Staatssekretär und später als Wirtschaftsminister quer in die Politik einstieg.

Heute ist Mahrer, der den Kurz-Putsch in der ÖVP aktiv unterstützte, Präsident ebendieser Wirtschaftskammer, und von einem Ende des Korporatismus kann keine Rede mehr sein, im Gegenteil: Im Zuge der Corona-«Rettungsmassnahmen» übertrug die Regierung der Wirtschaftskammer sogar hoheitliche Aufgaben, die

es ihr erlaubten, tief in die Bücher ihrer Zwangsmitglieder zu sehen.

Diese kleine Geschichte sagt ungefähr alles über das Politikverständnis von Sebastian Kurz, das vielleicht mit dem Begriff Hyperpragmatismus am besten beschrieben ist. Kurz verspürt keinerlei ideologische Bedürfnisse in dem Sinn, dass er es für wichtig halten würde, seine politischen Aktionen innerhalb eines wie immer gearteten weltanschaulichen Rahmens zu verorten. Wer das Richtige tut, das ist seine Überzeugung, findet dafür immer eine plausible weltanschauliche Begründung, und wer das Falsche tut, ist einfach weg.

Umso erstaunlicher erscheint es, dass dieser junge Mann so polarisiert. Seinen glühenden Anhängern gilt er als konservatives Bollwerk gegen die fortschreitende Sozialdemokratisierung und gegen die Machtübernahme durch die politi-

sche Korrektheit, seinen erbitterten Gegnern als Wegbereiter der neuen Rechten und Reinkarnation der rechtspopulistischen Leitfigur der neunziger Jahre, Jörg Haider. Angeheizt wird diese Polarisierung durch sein aussergewöhnliches Kommunikationstalent: Egal ist er kaum jemandem.

Und dennoch greift auch die Beschreibung von Kurz als vollkommen unideologischem Pragmatiker der Macht zu kurz. Er hat eine sehr feste, wenn man so will, ideologische Grundposition, doch entzieht sich diese den gelernten Begriffen der weltanschaulichen Debatten-tradition von rechts und links. Man könnte sie, wenn man seine innen- und aussenpolitischen Aktivitäten zusammennimmt, so beschreiben: für Israel – den österreichischen Kanzler verbindet eine robuste persönliche Freundschaft mit dem israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu – und gegen alles, was links – oder besser: sozialdemokratisch – ist.

Dieser Unterschied ist entscheidend, wenn man Kurz' Agieren als Aussenminister der SPÖ-ÖVP-Koalition unter Christian Kern und Reinhold Mitterlehner verstehen will: Kurz wollte diese Koalition nie, weil sie während der vergangenen dreissig Jahre immer dazu gedient hatte, die ÖVP als Juniorpartner der Sozial-

Es gibt Politiker, die an die Macht der Ideen glauben. Und solche, die an die Idee der Macht glauben.

demokraten kleinzuhalten. Er wollte da raus, und so musste es niemanden wundern, dass er unmittelbar nach der Demontage Mitterlehners als ÖVP-Chef auch die Koalition beendete. Kurz' Vorbild ist Wolfgang Schüssel, der im Februar 2000 das Unerhörte tat und eine Koalition mit Jörg Haiders FPÖ einging und dafür auch die Ächtung durch so gut wie alle EU-Mitgliedsstaaten riskierte.

Dasselbe machte Sebastian Kurz nach der gewonnenen Wahl 2017: Er schloss eine Koalition mit der FPÖ unter Heinz-Christian Strache, die allerdings nach Veröffentlichung des berühmtesten «Ibiza-Videos» im Mai 2019 zerbrach. Das bereits im Wahlkampfsummer 2017 illegal hergestellte Videomaterial zeigte den späteren Vizekanzler und seinen Vertrauten Johann Gudenus, später Fraktionschef der FPÖ im Nationalrat, wie sie mit einer vorgeblichen russischen Oligarchennichte über den Kauf der *Kronen-Zeitung* und die Verschaffung von Aufträgen gegen Parteispenden verhandelten.

Kurz zog die Reissleine, beendete die Koalition, liess sich im Parlament abwählen und gewann abermals die Wahl, diesmal mit noch grösserem Vorsprung, um schliesslich die derzeit regierende Koalition mit den Grünen einzugehen. Eine andere Option gab es für ihn nicht, denn die SPÖ kam für ihn nie in Frage. Das hat

auch biografische Gründe: Kurz war schon als Jugendlicher hauptamtlicher Politiker, als Chef der Jungen ÖVP mischte er schon als Teenager in der Politik mit. Damals wurde er vom linksliberalen Milieu, das Politik und Medien dominierte, mit Spott und Hohn überzogen, und das hat er nie vergessen. Wenn keine Kameras anwesend sind, spricht er von Sozialdemokraten prinzipiell nur als «Sozis».

«Schliessung der Balkanroute»

Dass es Kurz auch während der gegenwärtigen Corona-Krise gelang, sich als europäischer Vorreiter hervorzutun, hat mit einer weiteren prägenden Eigenschaft des jungen Kanzlers zu tun: Er ist sehr stark auf Fehlervermeidung fokussiert. Das hatte sich schon in der Migrationskrise gezeigt, als er mit der «Schliessung der Balkanroute» für Furore sorgte. Der auf den ersten Blick risikoreichere «schwedische Weg» in der Corona-Pandemie wäre deshalb für Kurz nie in Frage gekommen. Noch Ende März, als sich in den Daten bereits klar gezeigt hatte, dass eine Überlastung des österreichischen Gesundheitssystems nicht zu befürchten war, entschied er sich für eine weitere Verschärfung der Massnahmen und für eine Rhetorik der Angst: Es sei mit bis zu 100 000 Toten zu rechnen, wenn man nicht noch restriktiver vorgehe, sagte Kurz noch Anfang April.

Entschieden wurde das alles nicht in einem umfassenden Austausch mit Experten aus allen Gebieten, sondern im engsten Beraterkreis rund um den Kanzler, dem fast ausschliesslich langjährige Weggefährten aus der Zeit in der Jungen ÖVP angehören. Auch das ist ein wesentlicher Erfolgsfaktor im System Kurz: blindes Vertrauen auf einen eingeschworenen Kreis. Sebastian Kurz will, und das kann man dann wieder konservativ nennen, keine Visionen entwickeln, sondern Fehler vermeiden. Und darin, das müssen ihm auch seine Gegner attestieren, ist er annähernd perfekt.

Michael Fleischhacker ist ehemaliger Chefredaktor der *Presse*, TV-Moderator und freier Publizist.



MÖRGELI

Zahlungsmoral der Zugewanderten

Die Personenfreizügigkeit sei für die Schweiz ein Plusgeschäft, behaupten die meisten Politiker und Wirtschaftsfunktionäre. Das gegenteilige Bauchgefühl vieler eingeborener Inländer kann durch harte Zahlen bestätigt werden. Als Beispiel wurde mir unlängst die Liste der erfolglosen Pfändungen nach Betreibungen und Konkursen eines Betreibungsamtes der deutschen Schweiz zugespielt. Dieses Amt ist zuständig für 25 000 Einwohner und wickelt pro Jahr etwa 7000 Betreibungen ab. Es fällt also eine Betreibung auf 3,6 Einwohner an – und zwar vom Säugling bis zum Greis.

Besagtes Betreibungsamt verzeichnete für das Jahr 2019 insgesamt 1253 Verlustscheine zu einem Gesamtbetrag von annähernd 10 Millionen Franken. Davon entfallen auf Firmen 2,6 Millionen, auf Private 7,4 Millionen. Von den 257 betriebenen Firmen gehören 98 gebürtigen Schweizern, die restlichen 159 sind im Besitz von Ausländern oder eingebürgerten Ausländern. Um es ganz genau zu nehmen: 88 von ihnen sind EU-Ausländer, 25 Drittstaaten-ausländer und 46 Eingebürgerte.

Was die Verlustscheine von Privaten betrifft, so zählte dieses Betreibungsamt insgesamt 996. Davon entfallen 466 auf gebürtige Schweizer, hingegen 530 auf Ausländer und Eingebürgerte. 215 waren EU-Ausländer, 176 Drittstaaten-ausländer und 139 Eingebürgerte. Ausländer und eingebürgerte Ausländer schädigen also andere finanziell im Verhältnis um ein Mehrfaches. Zahlreiche Geschädigte können ihr Guthaben in den Kamin schreiben. Viele Schweizer zahlen ihre Steuern nicht zuletzt, um die Verluste der Ausländer zu decken. Die nichtbezahlten Krankenkassenprämien übernehmen einfach die Gemeinden, sprich: die Steuerzahler.

55 Prozent der Verlustscheine betreffen Ausländer und Eingebürgerte. Landesweit hält man die Zahlen unter dem Deckel. Sie würden nämlich einen erheblichen Missstand, ja Missbrauch aufdecken. Die Schweiz ist vergleichsweise nachsichtig bei Wirtschaftsdelikten. Es braucht viel, bis chronische Nichtzahler richtig an die Kasse kommen. Die Wirtschaft rief nach Facharbeitern, etwa nach Drehern. Doch gekommen sind auch Zahlendreher.

Christoph Mörgeli

Philipp Kutters Sternstunden

Der Zürcher CVP-Nationalrat bringt mit erfolgreichen Anträgen Bundesräte zum Verzweifeln.

Hubert Mooser

Wenn Philipp Kutter im Nationalrat zum Mikrofon schreitet, kann es für die Eidgenossenschaft teuer werden. Das weiss man in Bern, seit er im Frühjahr 2019 überraschend einen Einzelantrag für einen pauschalen Kinderabzug bei der Bundessteuer durchbrachte. Kutters Coup wird den Bund zirka 380 Millionen Franken pro Jahr kosten – falls die Stimmbürger am 27. September 2020 dazu Ja sagen. Gemäss letzten Umfragen sieht es ganz danach aus. Kutter tut auch alles, damit es richtig herauskommt – auch wenn dieses Geschäft in der Öffentlichkeit weniger Beachtung findet als die Begrenzungsinitiative oder die Kampfjetbeschaffung.

Er tritt an Veranstaltungen auf, duelliert sich am Radio mit dem Basler SP-Nationalrat Beat Jans und bietet sich über Twitter für Podien an. «Die Schweiz ist darauf angewiesen, dass junge Leute sich entscheiden, eine Familie zu gründen», sagt er. «Und mit dieser Vorlage können wir die Familien spürbar entlasten.» Anders als einige seiner Gegner bei SP, Grünen und Grünliberalen weiss Kutter, wovon er spricht. Er ist verheiratet und Vater von zwei Töchtern im Primarschulalter. Vom Kinderabzug würde auch die Familie Kutter profitieren.

Bundesrat Maurer ächzte

Für den 45-jährigen Politiker, dessen Pilzkopf-Frisur aussieht, als habe er den gleichen Coiffeur wie Preisüberwacher und Parteikollege Stefan Meierhans, hat sich der Einsatz auch sonst gelohnt. Die Geschichte katapultierte den damals unbekanntes Ratsneuling ins Rampenlicht. Und das kam so: Der Bundesrat wollte gutausgebildete Frauen zur Erwerbsarbeit motivieren. Als Anreiz sollten jene Familien, die ihre Kinder fremdbetreuen lassen, einen Teil der Betreuungskosten von der Bundessteuer abziehen dürfen. Finanzminister Ueli Maurer (SVP) rechnet mit Steuerausfällen von zirka 10 Millionen Franken.

Aber im Parlament ging sofort ein Gezerre los. Die SP sah darin ein Steuergeschenk an reiche Familien, die SVP verlangte einen weitgehenden Kinderabzug für alle Familien, kurz, die Vorlage drohte abzustürzen. Da schlug die Stunde von

Philipp Kutter. Er brachte einen Einzelantrag als Kompromiss ein, nämlich den pauschalen Kinderabzug pro Kind von 6500 auf 10 000 Franken zu erhöhen, ungeachtet, ob die Kinder fremdbetreut werden oder ob man selber zum Nachwuchs schaut. Finanzminister Ueli Maurer ächzte, weil nun Steuerausfälle von 350 Millionen statt 10 Millionen zu verkraften waren. Die SP spuckte Gift und Galle und ergriff sogleich



Lächeln auf den Stockzähnen:
Politiker Kutter.

das Referendum gegen die Vorlage. Dafür freute sich Kutter fast diebisch, dass ihm der gleiche Husarenstreich, den er Jahre zuvor im Zürcher Kantonsparlament vollführt hatte, jetzt auch im Nationalrat geglückt war.

Philipp Kutter tickt anders als seine CVP-Vorgängerinnen im Nationalrat, Kathy Riklin und Barbara Schmid-Federer. Die beiden stimmten fast konsequent mit dem linken Lager. Kutter schielt dagegen nur dann nach links, wenn es um gesellschaftspolitische Fragen geht, etwa bei der Ehe für alle. Sonst versteht er sich als Bürgerlicher, der mit seinen Positionen regelmässig Bundesräte ins Schwitzen bringt. Das zeigte sich wieder bei der laufenden Herbstsession.

Der Bundesrat wollte mit dem Bundesgesetz über Filmproduktion und Filmkultur

erreichen, dass Streaming-Dienste wie Netflix 4 Prozent ihrer Einnahmen in der Schweiz ins Schweizer Filmschaffen investieren müssen. Das war im rechten Lager umstritten. Es kam zu verschiedenen Rückweisungsanträgen. Nicht unbedingt erwarten durfte man aber einen solchen aus den Reihen der CVP. Immerhin verantwortet die Vorlage die frühere Staatsrätin Isabelle Chassot (CVP), inzwischen Chefin des Bundesamtes für Kultur im Departement von Bundesrat Alain Berset (SP). Aber Kutter tat genau dies, fand jedoch keine Mehrheit, weil ihm ein Teil seiner Fraktion die Gefolgschaft verweigerte. Unbeeindruckt legte er nach und verlangte in einem weiteren Antrag, man solle wenigstens die neue Abgabe auf 1 statt 4 Prozent festlegen. Diesmal kam er damit durch. Nicht zur Freude von Kulturminister Berset.

Seitenhiebe einstecken

Zwei Tage später, bei der Debatte über die Presseförderung, gab Kutter als Sprecher der federführenden Fachkommission zu verstehen, dass die von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) geplante Förderung der Online-Medien verfassungswidrig sei. Das Bundesamt für Justiz habe bei der Beurteilung dieser Vorlage jedenfalls kein gutes Gefühl gehabt. Ein happiger Vorwurf an die Adresse einer Bundesrätin. Wohl auch deshalb sind besonders ein paar Sozialdemokraten inzwischen der Ansicht, Philipp Kutter habe manchmal eine «etwas spezielle Art», die Dinge darzustellen. Aber als ehemaliger Handballer ist er es gewohnt, Seitenhiebe einzustecken und manchmal auch welche auszuteilen – und das stets mit einem Lächeln auf den Stockzähnen.

Kutter ist in Wädenswil aufgewachsen, studierte Geschichte, Medienwissenschaft und Politik in Zürich und leitete danach den *Thalwiler Anzeiger*. Seit 2010 amtiert er als Stadtpräsident von Wädenswil. Im Juni 2018 durfte er für Barbara Schmid Federer in den Nationalrat nachrücken. Einzelne Vertreter der CVP Zürich sehen ihn bereits als Nachfolger von CVP-Regierungsrätin Silvia Steiner. Philipp Kutters Biografie ist noch längst nicht zu Ende geschrieben.

Lausanne und die Machtfrage

Das Parlament muss die Justiz zurückbinden können.



Kommende Woche, so sieht es derzeit aus, wird es im Parlament eine wahre Solidaritätswelle für SVP-Bundesrichter Yves Donzallaz geben. Die Parteien sind sich einig, dass das Verhalten der SVP, die den Richter nicht mehr wiederwählen will, weil er ihre Grundhaltungen nicht teile, inakzeptabel sei, eine flagrante Verletzung der Gewaltenteilung. Das kann man so sehen. Die SVP ihrerseits kritisiert, dass Donzallaz sich einst allein aus Karrieregründen und nicht aus Überzeugung als SVP-Richter portieren liess, ein falscher Fuffziger, dessen Ehrgeiz stärker war als die persönliche Integrität. Auch das kann man so sehen.

Klar ist: Donzallaz ist die neue Galionsfigur jener, die die Wahl ans höchste Gericht radikal reformieren und dem Einfluss von Parteien und Parlament entziehen möchten. Dass sich die Bundesrichter alle sechs Jahre der Wiederwahl stellen müssen, wird als Gefahr für ihre Unabhängigkeit dargestellt, und es wird eine Ernennung bis zum Pensionsalter, wenn nicht gar auf Lebenszeit, gefordert. Dabei zeigt gerade die Affäre Donzallaz, dass man hier den Teufel an die Wand malt. Keine Partei – nicht einmal die stärkste im Parlament – kann einen Bundesrichter allein aus kleinlicher Rache loswerden, die anderen Fraktionen werden diesen umso entschlossener verteidigen. Es ist denn auch seit Jahrzehnten nie vorgekommen, dass ein Bundesrichter wegen politischer Gründe abgewählt wurde; mitunter kassierte der eine oder andere ein schlechtes Wahlresultat, was die richterliche Eitelkeit verletzen mag, aber insgesamt verkräftbar ist.

In der Debatte um die Unabhängigkeit der Justiz, die derzeit so energisch verteidigt wird, spielt viel Heuchelei mit. Politik habe in der Rechtsprechung nichts verloren, wird gepredigt, Richter seien einzig dem Recht verpflichtet – ein Bild, das neben der Rechtswissenschaft auch die Richter selber gerne von sich zeichnen. Doch die Aussage «einzig dem Recht verpflichtet» vernebelt die Realität. Das tönt danach, als ob «das Recht» eine exakte

Sollen drei Richter tatsächlich mehr Gewicht haben als fünfeinhalb Millionen Stimmberechtigte?

Grösse sei, alle dasselbe darunter verstehen würden und man sich am höchsten Gericht allenfalls harmlos über Petitessen in Gesetzesartikeln austauschen würde.

Dieser Eindruck ist falsch. In Lausanne und Luzern geht es vielmehr um staatspolitische Macht und darum, was eigentlich die Aufgabe eines Richters ist und welche Rolle er neben Parlament und Volk zu spielen hat. Und hier verläuft am Bundesgericht ein eigentlicher Marianengraben zwischen jenen Richtern, die sich im Sinn Montesquieus als Diener des Gesetzes verstehen, und jenen, die sich zu Höherem, nämlich zum Rechtsschöpfer, berufen fühlen.

Beispielhaft zeigte sich dieser Konflikt vor wenigen Monaten, als es an einer öffentlichen Sitzung in Lausanne zum Eklat kam und sich die Anwesenden gegenseitig mit Beleidigungen eindeckten. Der Streit entzündete sich daran, dass drei der fünf Richter bereits

zum wiederholten Mal neue ausländerrechtliche Aufenthaltsansprüche kreierten, die so nicht im Gesetz stehen und die dem Sinn und Zweck der vom Stimmvolk angenommenen Zuwanderungsinitiative widersprechen.

Unweigerlich stellt sich da die Frage, ob drei Richter tatsächlich mehr Gewicht haben sollen als 246 Parlamentarier und fünfeinhalb Millionen Stimmberechtigte. Ist das keine flagrante Verletzung der Gewaltenteilung? Und wie will der Gesetzgeber auf solche Fehlentwicklungen noch reagieren können, wenn die Bundesrichter auf Jahrzehnte hinaus gewählt würden, eine unantastbare Elite, die sich jederzeit hinter ihrer «Unabhängigkeit» verschanzen könnte? Man muss schon einen sehr verklärten Blick auf die Justiz haben, um die Gefahr nicht zu sehen, die von einer solch übermächtigen Richterschaft ausgeht.

Interessant ist, wie die Parteien ihre Haltung gegenüber dem Bundesgericht in den letzten zwei, drei Jahrzehnten verändert haben. Sind es heute die Rechten, die die Justiz kritisch beäugen, waren es früher die Linken. «Richter sind keine politischen Eunuchen», tönte es von den Genossen, als sie seinerzeit die Verfassungsgerichtsbarkeit bekämpften. Doch seit man im rot-grünen Lager gemerkt hat, dass man über die Rechtsprechung die Gesetze aufweichen, unliebsame Verfassungsnormen abwürgen oder aus internationalem Recht neue Ansprüche an den Staat herleiten kann, steht man voll und ganz hinter der Justiz. Denn wozu braucht es noch das Volk und das Parlament, wenn eine Handvoll Richter genügt?

Staatsfeind Nummer eins

Die beharrliche Strategie der Linken und Grünen hat Konsequenzen.

Dank ihrem Druck sind Autowirtschaft und Strassen die grossen Verlierer der Verkehrspolitik.

Christoph Mörgeli



Gehen statt fahren.

Jedes Auto weniger ist ein guter Zug», schrieb Jean-Martin Büttner 1991 in einem Leitartikel im *Tages-Anzeiger*. Er sparte dabei nicht mit Seitenhieben: «Aber Autofahren ist gefährlich. Ermüdend, anstrengend auf unproduktive Art. Und seine Kosten stehen in keinem Verhältnis zu den Schäden, die es Umwelt und Menschen zufügt.» Die damals provozierende Meinung eines jungen Wilden ist inzwischen in der Mitte unserer Gesellschaft angekommen. Sogar die amtierende Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga würde seine Sätze wohl unterschreiben. Wenn immer möglich reist sie öffentlichkeitswirksam mit der Bahn, so dieses Jahr zum Treffen mit ihrem präsidentialen Amtskollegen in Wien oder ans WEF in Davos. Benutzt die Sozialdemokratin einmal den Dienstwagen, entschuldigt sie sich mit vertraulichen Telefonaten, die sie nicht in offenen Zugabteilen führen könne.

2021 bis 2024 will Simonetta Sommaruga 1,3 zusätzliche Milliarden in den Bahnunterhalt stecken und erklärt: «Wir sehen in anderen Län-

dern, was passiert, wenn sich der Staat zurückzieht und der Unterhalt vernachlässigt wird. Das Tempo muss reduziert werden, Züge fallen aus, die Bahnkunden fühlen sich vernachlässigt.»

Kein Ohr für die Branche

Dabei müsste die Verkehrsministerin eigentlich auch dafür sorgen, dass sich die Autofahrer nicht vernachlässigt fühlen. Doch kaum im neuen Departement angekommen, ritt Sommaruga einen Frontalangriff auf ihr missfallende Personenwagen: «In der Schweiz werden viele schwere und grosse Autos gekauft.» Sie kritisierte deren CO₂-Ausstoss und dass die besonders verbrauchsstarken Neuwagen häufiger im Flachland statt im Berggebiet verkauft würden. All das tönt nach schmallippiger magistraler Missbilligung eines individuellen, aufwendigeren Lebensstils, den sich wohlhabendere Mitbürger leisten wollen.

Geradezu von Verachtung zeugt die Tatsache, dass sich die Bundespräsidentin nicht einmal Zeit nimmt, um die durch Covid-19 arg

gebeutelte Autobranche zu empfangen. Trotz zwei dringlichen Briefen wimmelte sie deren Vertreter ab und verwies sie an untergeordnete Amtsstellen. Der Präsident von Auto Schweiz, François Launaz, drückte sich noch freundlich aus: «Frau Sommaruga hat im Moment kein Ohr für unsere Branche.» Dabei geht es um einen Normalumsatz von über 95 Milliarden Franken in fast 20 000 Betrieben. 275 000 Menschen finden hierzulande dank dem Individualverkehr ihr Auskommen, etwa 10 000 Jugendliche eine Aus- und Weiterbildung.

Es geht längst nicht nur um die Schäden von Corona, die diesjährige Absage des Autosalons in Genf oder die massiven CO₂-Bussen wegen unrealistisch verschärfter Grenzwerte durch die Politik. Das Auto, die Automobilisten und der Strassenverkehr sind von der heute tonangebenden Mitte-links-Mehrheit höchstens noch als Steuern- und Abgabellieferanten geduldet. Im gültigen SP-Programm fehlt das Wort «Auto» vollständig. Stattdessen hält die Partei fest: «Die Überlastung der Strassen lösen wir

nur durch eine Verminderung des Individualverkehrs, durch Car-Sharing-Modelle und vor allem mit einem massiven Ausbau des öffentlichen Verkehrs.» Die Grünen erwähnen auf ihrer neusten Wahlplattform sechs Mal das Velo, aber nur ein Mal den «Autoverkehr», allerdings, um diesen zu «reduzieren» und Verkehrsflächen «zum Ausbau von umweltfreundlichen Verkehrsmitteln (ÖV, Velo, Fussverkehr)» zu nutzen.

So soll «in stark belasteten Städten und Agglomerationen das Umsteigen auf umweltfreundliche Verkehrsmittel» gefördert werden. Derweil sehen die Grünliberalen das Heil der Verkehrspolitik in «verursachergerechtem Mobility Pricing». Eine solche Verteuerung der Mobilität wäre eine Refeudalisierung, indem es sich nur die oberste Gesellschaftsschicht überhaupt noch leisten könnte, sich effizient fortzubewegen. Die freie Wahl des Verkehrsmittels ist den Linksparteien ein Gräuel, das Auto gilt für sie inzwischen als Feindbild Nummer eins.

83 Prozent Strasse, 17 Prozent Schiene

Dabei hat gerade die Corona-Pandemie den links-grünen Ideologen einen fetten Strich durch die Rechnung gemacht. Dem virenschleudernden öffentlichen Verkehr – vor dessen Benützung der Bundesrat Mitte März ausdrücklich gewarnt hat – ziehen viele ihren Personwagen vor, so dass der Grossimporteur Walter Frey das Automobil als «effizienten Pandemiebekämpfer» und «Schutzanzug auf Rädern» bezeichnen konnte. Ohne Nutzfahrzeuge hätten während des Shutdowns weder die Nahrungsmittel noch die Haushalts- und Hygieneartikel oder die Online-Bestellungen ihr Ziel erreicht und die schwer an Covid-19 Erkrankten nicht in die Spitäler und Intensivstationen gefunden.

Von fairer «Verursachergerechtigkeit» ist im Strassenverkehr mitnichten die Rede. Vielmehr werden die von den Benützern bezahlten Mittel bei weitem nicht vollumfänglich der Strasse zugeführt. Ansonsten könnte man problemlos die Strasseninfrastrukturen ausbauen, langjährige Projekte endlich realisieren und Flaschenhälse entfernen. Doch die Automobilisten liefern neben ihren obligaten Steuern zusätzliches Geld in die Bundeskasse ab, um den öffentlichen Verkehr mitzufinanzieren. Geplant sind Benzinpreiserhöhungen bis zu zwölf Rappen pro Liter. Die Anschaffung eines Autos ist teuer, ebenso die zugehörige Versicherungsprämie. Wenn man bedenkt, dass 83 Prozent des Personenverkehrs nach wie vor über die Strasse und nur 17 Prozent über die Schiene abgewickelt werden, kann die Wirksamkeit der lärmigen Lobbyarbeit von Rot-Grün nur verwundern.

Während die Politiker die SBB verhätscheln, nehmen sie auf den Strassen eine permanente Überlastungssituation und Staukosten in dreistelliger Milliardenhöhe in Kauf. Links geführte Städte wie Bern (Eigenlabel: «Velohauptstadt»),

Zürich oder Basel vermindern Parkplätze, setzen Tempo-30-Zonen durch, bevorzugen erklärterweise den «Langsamverkehr» und vergolden den ÖV. In Basel wurden im Februar zwei bürgerliche Initiativen zugunsten des Individualverkehrs – ein Notschrei des Gewerbes – krachend versenkt. In Zürich hat Stadtrat Richard Wolff (Alternative Liste) aus dem Nichts den Abbau von vier auf zwei Spuren an der Bellerivestrasse verfügt – angeblich «versuchsweise». Eine Art Tropfenzählssystem sorgt mit Ampelanlagen dafür, dass bei Stossverkehr manchenorts die grüne Phase gerade mal für zwei oder drei Autos reicht.

Schwellen, Parkgebühren, Bussen

Bauliche Schikanen machen den Autoverkehr oft nicht sicherer, sondern behindern ihn. Selbst in Tempo-50-Zonen werden Bremsschwellen eingebaut. Busbuchten verschwinden zugunsten von Fahrbahnhaltestellen, die bei den Autos zu einem emissionsreichen Stop-and-go-Fahrstil führen. Trottoirs werden zu Prachtboulevards verbreitert, dafür selbst Kantonsstrassen mit Radstreifen und Rabatteneinbauten so stark ver-

Nicht weniger als 79 900 Fahrausweise wurden 2019 entzogen.

kleinert, dass Busse kaum mehr kreuzen können. Und die Kreisel, einst für die Verkehrsverflüssigung erdacht, sind dank Aufbauten und Kreiselkunst möglichst unübersichtlich gestaltet, um die Autos zu verlangsamen.

Zürich erhöht die Parkgebühren in den Blauen Zonen von 300 auf 780 Franken. Landesweit herrscht ein massloses Bussenregime, das seine Rechtfertigung weniger in der Verkehrssicherheit als in fest budgetierten Staatseinnahmen von 700 Millionen Franken findet. Allein die Stadtzürcher Ordnungsbussenliste umfasst 48 Druckseiten. Das Strassenverkehrsgesetz «Via sicura» entbindet die Ärzte vom Berufsgeheimnis und erzieht und gängelt die Verkehrsteilnehmer mit absurden Strafmassnahmen. Die zulässige Promillegrenze wurde ebenso gesenkt wie die Toleranzwerte bei Überschreiten der Höchstgeschwindigkeit. Nicht weniger als 79 900 Fahrausweise wurden 2019 entzogen.

«Jetzt wird es eng fürs Auto», jubelte der *Tages-Anzeiger* im April, fast dreissig Jahre nach der Autoattacke von Inlandredaktor Jean-Martin Büttner. Das Blatt verwies auf dem Höhepunkt des Corona-Shutdowns auf leerstehende Parkplätze und autofreie Strassen. Und rechnete mit guten Chancen für mehrere städtische Initiativen zugunsten von Velos, Fussgängern und Trams. Viele Journalisten freuen sich über etwas Wirtschaftstotenstille. Weil dann mehr Menschen gehen statt fahren. Bis ihnen ihr Verleger sagt, dass sie jetzt auch gehen und abfahren können.



INSIDE WASHINGTON Vielen Dank, Cops!

Am Sonntagnachmittag, als ich in Midtown Manhattan Besorgungen machte, ging ich an einer Gruppe uniformierter Polizisten vorbei, die unweit vom Rockefeller Center in einem Kreis standen. Ich rief ihnen zu und dankte ihnen für ihren Dienst für New York City. Mit einem breiten, überraschten Lächeln dankten sie mir ausgiebig. Ich gestehe, liebe Leser, dass ich das Gefühl hatte, mir schnüre es die Kehle zu, und das nicht nur, weil ich unter meiner obligatorischen Covid-Maske fast erstickte. Nach monatelangen Ausschreitungen, Plünderungen und Verleumdungen, ja sogar Molotowcocktails, die auf Polizeiwagen geworfen wurden, war es demütigend, die aufrichtige Dankbarkeit dieser Beamten für ein freundliches Wort zu erfahren.

Seit Ausbruch der Ausschreitungen sind über zwanzig Polizeichefs zurückgetreten.

Trotz medialem Trommelfeuer schätzen die Amerikaner ihre örtlichen Polizisten, auch Afroamerikaner wie ich. Letzten Monat ergab eine Gallup-Umfrage, dass 81 Prozent der schwarzen Amerikaner wollen, dass die Polizei genauso lange oder länger um ihren Block patrouilliert. Eine neue Umfrage der Universität Monmouth kommt zum Ergebnis, dass 60 Prozent der schwarzen Nicht-Republikaner der Meinung sind, dass «Recht und Ordnung» derzeit «ein grosses Problem im Land» sei. Und während fast sechs von zehn der Meinung sind, dass der Ärger, der die Proteste antreibt, «voll und ganz gerechtfertigt» sei, ist diese Zahl seit Beginn des Sommers (von 74 Prozent) deutlich zurückgegangen. Im Gegensatz zur linken Avantgarde, die sich für reine Schwarzenviertel einsetzt, glauben fast acht von zehn Afroamerikanern, dass rassistisch integrierte Nachbarschaften für die Zukunft des Landes wichtig sind. Um einen populären Ausdruck zu gebrauchen: Ihre schwarzen Stimmen zählen auch.

Amy Holmes

Djokovic in der Göttlichen Komödie

Wer die herrschende Meinung ignoriert, landet im zehnten Kreis der Hölle, so wie jetzt Tennis-Champion Novak Djokovic. Es ist ein voraufklärerisches Schauspiel.

Mario Widmer

Und also finden wir uns im zehnten Kreis der Hölle, noch unter dem neunten Kellergeschoss mit den jammernen Judas, Brutus und Cassius, beim Satan selbst in Dauertortur. Hier erblicken wir Novak Djokovic, den Federer-Frevler, die zahllosen Corona-Ignoranten und den Oberteufel selbst in Gestalt des amerikanischen Präsidenten. Dante Alighieri bleibt in diesem tiefsten Kellergewölbe fast hängen, nicht einmal sein Höllenguide Vergil, der ihn auf diesem Trip geleitet hat, findet so schnell den Ausgang.

Uns ist es, glaube ich, ganz gut gelungen. Wir haben Djokovic, die Corona-Ignoranten und Donald Trump dorthin befördert, wohin sie der stets politisch korrekte und dafür so ein-silbig dummliche Mainstream unserer Zeit geschrieben hat: in einen zusätzlichen zehnten Keller von Dantes «Divina Commedia», wo die Bösesten der Bösen auf alle Ewigkeit schmoren. Wer durch diese Pforte tritt, sei für immer verdammt, in fast 12 000 Versen.

Doch wie kommt es, dass im Jahr 1321 der geniale Dante schon wissen konnte, dass 700 Jahre später auf die Verteufelten unserer aufgeklärten Zeit dasselbe warten würde, was schon die Zeitgenossen seines Reiseführers aus der Römerzeit erdulden mussten?

Päpste gegen Kaiser

Nun, die Zeit Dantes war in Italien eine ähnlich polarisierende Epoche wie heute: Es ging um die Macht der Päpste gegen die Macht der Kaiser. Also um die Macht der damaligen Moralisten gegen die Macht der damaligen Rechten. Wer sich erinnert, was die Moral der Ideologen und damaligen Gutmenschen der Menschheit gebracht hat, kommt ins Frösteln: Inquisition! Inzwischen führen unser Minderheitenkult, die politische Korrektheit und eine sich selber vernichtende, sowohl linkische wie linke Presse in eine Vorstufe davon.

Klar, Trump hatte sich erfrecht, Corona als nicht endgültigen Weltuntergang zu bezeichnen, was es bei im Jahr über 2,7 Millionen gestorbenen Amerikanern im Vergleich mit den bis jetzt knapp 200 000 Corona-Toten in den

USA auch nicht ist. Und die Corona-Ignoranten, auch schon als Corona-Idioten bezeichnet vom Mainstream? Sie ängstigen sich einfach davor, dass der *deep state* mit einseitig interpretierten Zahlen damit beginnt, sich schrittweise einer Diktatur der Politik zu nähern.

Zu Novak Djokovic, dem grossartigen serbischen Tennisspieler, der wie alle Champions dieser Welt ein paar Flicker weghat. Er



Wo die Bösesten der Bösen schmoren: Tennisprofi Djokovic.

hatte sich erfrecht, gegen den Willen der zeitgenössischen Cracks Rafael Nadal und Roger Federer eine Gewerkschaft der Tennisprofis zu gründen, der es im Grund darum geht, dass auch die etwas weniger gut verdienenden Spieler finanziell überleben können. Und dies möglicherweise auf Kosten der Grand-Slam-Turniere, die Hunderte von Millionen scheffeln, während das Tennis-Fussvolk darben muss.

Da die heissblütigen serbischen Erzeuger von Djokovic es nicht besonders mit der politischen Korrektheit haben und die Angriffe Federers und Nadals mit giftigen kleinen Kontern auf «Mister Perfect» und Señor Nadal quittieren, lebt man sich immer weiter auseinander.

Ein bisschen Klartext in verdichteter Form über die gegenseitigen Nettigkeiten, über den Mainstream und die sich gegenseitig abschreibende Journaille verbreitet:

Nun, Djokovic sei ein fanatischer Esoteriker, der an eine pseudoreligiöse Selbstbestimmung glaube, arrogant, Anhänger von Geschichtsfälschung und Verweigerer von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Mit der Gründung einer Spielergewerkschaft spalte er zudem in dieser schwierigen Zeit die Tennismgemeinschaft.

Die andere Seite liess verlauten, Federer könne nicht alt werden, seine körperlichen Leistungen seien mit der Natur kaum erklärbar, daneben interessiere er sich nur für seine 100-Millionen-Dollar-Welt, und bei Nadal sehe das immer mehr ziemlich ähnlich aus. Die vielen Tennisnormalos dieser Welt seien beiden völlig egal.

Kurzer, brutaler Prozess

Es kam, wie es kommen musste: Djokovic, am US Open auf dem Weg zu seinem 19. Grand-Slam-Titel, verlor im Achtelfinal die Nerven und chippte, ohne zu schauen, einen Ball gegen die Wand. Der Ball flog, wie von bösen Geistern getrieben, an den Hals einer Linienrichterin. Diese brach zusammen, kämpfte um Luft.

Vom Turnier und den Verbänden bezahlte Offizielle schlossen die Weltnummer eins sofort und regelkonform vom Turnier aus. Da die Linienrichterin sich allerdings langsam erholte, hätte man es zweifelsfrei auch mit dem komplizierten Regelwerk erklären können, wenn man Djokovic für seine Unsportlichkeit nur schwer gebüsst hätte. Umso mehr, als es unbestritten war und blieb, dass der Serbe auf keinen Fall absichtlich die Linienrichterin abgeschossen hatte.

Doch niemand droht einem Grand-Slam-Veranstalter und den Verbänden ungestraft, an ihr Eingemachtes zu gehen. Das führt zum kurzen und sehr brutalen Prozess. Siehe «Divina Commedia».

Mario Widmer war viele Jahre lang Sportchef des *Blicks* und Manager von Martina Hingis.

China im Kreuzfeuer

Die Rivalität zwischen Amerika und China wird härter. Erleben wir einen neuen kalten Krieg?



In den letzten Wochen haben sich die amerikanisch-chinesischen Beziehungen weiter verschlechtert. Massnahmen und Gegenmassnahmen folgten sich Schlag auf Schlag. Auch die Europäische Union spürt eine Änderung der Grosswetterlage. Der spanische Sozialdemokrat Josep Borrell, «Aussenminister» der EU, reihte im Vorfeld des virtuellen Gipfels mit China das Reich der Mitte unter die imperialen Mächte ein, die nach globaler Vorherrschaft strebten. Der Gipfel per Video war eine massiv verschlankte Version des geplanten Grossanlasses in Leipzig, an dem Xi Jinping mit allen Staats- und Regierungschefs der EU-Staaten zusammentreffen sollte.

Doch die Europäer, die von einer Sonderrolle in Äquidistanz zu den Grossen geträumt hatten, sind in den vergangenen Corona-Monaten kritischer geworden. Chinas Masken-Diplomatie und Desinformationskampagnen taten ihre kontraproduktive Wirkung. Xi wollte verhindern, dass Europa ganz an die Seite Amerikas rückt. Am Gipfel schlug er vier neue Prinzipien vor, die das Verhältnis künftig bestimmen sollten: friedliche Koexistenz, Offenheit und Kooperation, Multilateralismus und Dialog mit Konsultation. Diese abstrakten Beschwörungsformeln erinnern an einige Phasen im Kalten Krieg.

Seit seinem Amtsantritt versucht Präsident Trump, seine Wahlversprechen bezüglich China zu erfüllen. Handelsrestriktionen werden von Verhandlungen begleitet. Der Druck auf chinesische Technologiefirmen nimmt zu. Trump hat China auch für die Corona-Pandemie verantwortlich gemacht. Die Zahl chinesischer Journalisten in den USA wurde beschränkt mit Verweis auf die Restriktionen, unter denen Amerikaner in China arbeiten.

Sanktionen wurden verhängt für Menschenrechtsverletzungen in Tibet und die Unterdrückung der Uiguren in Xinjiang, auch für das neue Sicherheitsgesetz, das Hongkong an die Kandare nimmt – entgegen den Autonomieregelungen beim Handover von Grossbritannien 1997. Vor kurzem wurde die Schliessung des chinesischen Konsulats in Houston verordnet. China hat mit ähnlichen Manövern geantwortet.

Seit Jahren nun verfolgt der Westen mit wachsender Unruhe den Aufstieg Chinas zur Weltmacht. Zunächst überwogen die Illusionen: Noch zum Zeitpunkt der Olympischen Spiele in Peking 2008 war die Ansicht verbreitet, das westliche Virus der Freiheit werde das Reich der Mitte infizieren und auf den Pfad der Tugend lenken.

Doch der Westen löste keine Freiheits-Epidemie aus. Zwölf Jahre später herrscht Alarmstimmung. Strategen in Europa und Übersee sprechen von einem neuen kalten Krieg. Die Schablone der Konfrontation im 20. Jahrhundert zwischen Amerika und der Sowjetunion wird auf den Antagonismus zwischen den USA und China gepresst. Der Erkenntnisgewinn ist wohl überschaubar geblieben. Geschichte ist ein Kontinuum. Der Kalte Krieg entwickelte sich aus der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs, seinem vor allem in Osteuropa bitteren Ende. Der Westen versuchte dann über Jahre, den sowjetischen Expansionismus weltweit einzudämmen.

Die Merkmale des Kalten Kriegs waren: starke Ideologien, militärische Aufrüstung, Stellvertreterkriege in Randzonen, Verteidigung von Interessensphären, diplomatische, propagandistische und wirtschaftliche Offensiven, um Alliierte bei der Stange zu halten. Dazu das Entscheidende: grundverschiedene gesellschaft-

liche Ordnungen nicht nur ideologisch, sondern in der Wirklichkeit. Die Realität ist heute ganz anders. China ist wirtschaftlich, nicht militärisch, stärker, als es die Sowjetunion war, und verfolgt eine im Vergleich klügere, pragmatische Politik. Es hat umfangreiche Reformen hinter sich, während Moskau schon beim Versuch scheiterte und sein damaliges Imperium verlor.

Seit Beginn von Xi Jinpings Regentschaft weht ein anderer Wind. Das Pragmatische weicht wieder dem Ideologischen, die Kontrolle im Inneren wird verschärft. Aussenpolitisch machen die Wolkrieg-Diplomaten von sich reden – die Bezeichnung stammt von einem populären chinesischen Action-Film. Sie pflegen eine schärfere, auf Konfrontation angelegte Rhetorik. Diese Wolkrieg-Krieger folgen den Anweisungen des Zentralkomitees der Partei, man müsse die Angriffslust stärken und die kämpferische Fitness verbessern. Inzwischen ist der Ton wieder gemässigt worden. In der *South China Morning Post* war zu lesen, es habe interne Kritik im Aussenministerium gegeben, weil befürchtet worden sei, dass die Scharfmacherei China global isolieren könnte.

Die Befürchtung ist begründet. Die Desillusionierung über China betrifft nicht nur die Administration Trump und die Europäer, sondern auch Australien, Indien und südostasiatische Staaten. Es liegt kaum in Pekings Interesse, an der Selbstumzingelung weiterzubasteln.

Von Xi ist der Spruch überliefert, die Geschichte schaue mit Wohlgefallen auf Staatenlenker mit Entschlusskraft, Ehrgeiz und Mut. Sie warte nicht auf die Zögerlichen. Kann sein – die Kommunisten glaubten immer schon, sie hätten die Geschichte gepachtet. Doch hat diese ihre eigene Logik. Vor allem ist sie schwer voraussehbar.

«Uns wird es nicht ewig geben»

Woher kommt der Mensch? Wie entstand das Leben? Weltraumforscherin Kathrin Altwegg ergründet die Rätsel des Universums. Sie ist ganz froh, dass die Menschen so unbedeutend sind.

Katharina Fontana

Im Jahr 2004 brach die europäische Raumsonde Rosetta zu einer Pioniermission ins Universum auf. Sie trat eine zehnjährige Reise zum Kometen «Chury» an, lieferte den Forschern zu Hause einen Berg an Daten und wurde schliesslich nach getaner Arbeit 2016 zum Absturz gebracht. Der Jubel über die gelungene Mission war riesig, mittendrin stand Kathrin Altwegg, Physikerin und Professorin für Weltraumforschung an der Universität Bern, einer der führenden Institutionen auf diesem Gebiet. Altwegg war verantwortlich für ein Instrument mit dem schönen Namen «Rosina», das an Bord der Rosetta-Sonde ins All geschickt wurde. Wir treffen die 68-jährige renommierte Wissenschaftlerin in einem malerischen Gartencafé zum Gespräch. Kathrin Altwegg kann die kompliziertesten Dinge auf eine Weise erklären, dass sie auch Laien verstehen, die das All nur von «Star Trek» her kennen.

Weltwoche: Die Rosetta-Mission gilt als eines der kühnsten Unternehmen der Raumfahrt, der Jungfernflug auf den Kometen wird gar mit der ersten bemannten Mondlandung verglichen. Was war so bedeutend?

Altwegg: Dank der Raumsonde Rosetta konnten wir die Urmaterie vom Beginn unseres Sonnensystems erforschen. Wir wissen nun sehr viel mehr darüber, wie unser Sonnensystem samt der Erde vor 4,6 Milliarden Jahren entstanden ist. Das Besondere an den Kometen ist, dass sie sich am Rande des Sonnensystems befinden und sich im Unterschied zu den Planeten nicht verändert haben.

Weltwoche: Kometen sind also Himmelskörper, die aus der Urmaterie bestehen?

Altwegg: Genau. Sie bestehen aus Eis und Staub. Auch «Chury» kreiste 4,6 Milliarden Jahre lang am Rand, seit ein paar tausend Jahren kommt er näher und ist nun so nah, dass wir die Rosetta-Sonde zu ihm schicken konnten. Technisch war die Mission nicht so anspruchsvoll wie die Apollo-Missionen, da sie keine Menschen transportierte. Wissenschaftlich war sie dagegen extrem wertvoll, man kann sie sicher mit dem Voyager-Programm ver-

gleichen, das zum ersten Mal einen Blick auf das Sonnensystem ermöglicht hat.

Weltwoche: Die Daten von Rosetta werden die Wissenschaftler noch lange beschäftigen. Was waren bis jetzt die wichtigsten Erkenntnisse?

Altwegg: Zum einen, dass die Kometen fast kein Wasser auf die Erde gebracht haben. Das hat man schon vorher vermutet, doch die Rosetta-Daten haben dies bestätigt. Zum anderen haben wir in «Chury» Sauerstoff entdeckt, im Eis gefroren, das war eine Riesenüberraschung. Früher galt immer: Wo Sauerstoff ist, da gibt es Leben – doch auf Kometen gibt es kein Leben. Und schliesslich haben wir Xenon gefunden. Anhand des Edelgases konnten wir nachweisen, dass die Kometen bei ihren Einschlägen auf der Erde sehr viel organisches Material mitgebracht

«Der Drang, Dinge zu entdecken, ist etwas zutiefst Menschliches – oder besser gesagt: Männliches.»

haben bis hin zu Aminosäuren, die mithelfen, dass sich Leben entwickeln kann.

Weltwoche: Das heisst, dass die Kometen wichtige Bausteine des Lebens auf die Erde gebracht haben?

Altwegg: Die neusten Daten haben diese Theorie zumindest viel plausibler gemacht. Trifft ein Komet die Erde, schmilzt er, und man hat eine hohe Konzentration an organischem Material an einer einzigen Stelle. Vielleicht ist, verteilt über die Erde, an mehreren Orten Leben entstanden, wir rechnen mit 100 000 Kometeneinschlägen, und eine Form hat sich nach Darwin am Ende durchgesetzt. Alles Leben bei uns basiert auf denselben Zellen.

Weltwoche: Woher kommt das Wasser auf der Erde, wenn es nicht von den Kometen stammt?

Altwegg: Es gibt zwei Theorien. Die erste: Es waren Asteroiden, die auf der Erde eingeschlagen sind. Doch Asteroiden waren nicht dermassen nass, dass sie so viel Wasser auf die Erde hätten bringen können. Ich halte die zweite Theorie für logischer: dass die Erde in ihrem Innern, in den Mineralien, genug Was-

ser gespeichert hatte, dass sie das Oberflächenwasser, das durch die heissen Temperaturen verschwunden ist, wieder erneuern konnte.

Weltwoche: Welchen konkreten Nutzen kann man aus der Rosetta-Mission ziehen?

Altwegg: Abgesehen von gewissen Technologien, die wir entwickelt haben und die man für andere Zwecke einsetzen kann, nützt unsere Forschung streng genommen nichts. Sie stoppt keinen Krieg und heilt keine Krankheit. Sie gehört aber einfach zu unserer Kultur: Die Fragen, woher wir kommen, wohin wir gehen, ob wir allein sind, beschäftigen die Menschheit seit je. Wir können keine endgültigen Antworten liefern, aber uns den Anfängen nähern.

Weltwoche: Sie haben die «Rosina» als Ihr «Kind» bezeichnet. War die Vorstellung nicht fürchterlich, das Kind ins Universum zu schicken im Wissen, dass es nie zurückkommt?

Altwegg: Das war tatsächlich nicht leicht, ich hatte da wirklich zwei Herzen in meiner Brust. Schon der Start 2004, als die Raumsonde ins All geschickt wurde, war emotional, und der endgültige Abschied kam 2016, als die Raumsonde auf dem Kometen zum Absturz gebracht wurde. Ich erlebte diesen Moment im Raumflugkontrollzentrum der Europäischen Weltraumorganisation in Darmstadt. Nach dem Absturz hatte ich das Bedürfnis, mich in eine stille Ecke zu verziehen und das zu verarbeiten. Ich ging in einen verlassenem Computerraum, doch es dauerte keine fünf Minuten, bis weitere Leute dorthin kamen, denen es gleich ging wie mir. Wir haben uns dann gegenseitig getröstet.

Weltwoche: Seit einiger Zeit wird intensiv an Raumfahrtmissionen gearbeitet, die Menschen ins All schicken wollen. Woher kommt das Interesse an der bemannten Raumfahrt?

Altwegg: Man will erkunden und erobern, das begleitet die Menschheit seit je. Hätten wir dieses Bedürfnis nicht, sässen wir noch heute in Höhlen, und man wüsste nicht, dass es Amerika gibt. Der Drang, neue Dinge zu entdecken und sich anzueignen, ist etwas zutiefst Menschliches – oder besser gesagt: Männliches.

Weltwoche: Männer wollen Flaggen auf Planeten stecken.



«Wie Seifenblasen, die hin und wieder zusammenstossen»: Physikerin Altwegg.

Altwegg: Das kann man so sagen. Männer wollen Neues erobern.

Weltwoche: Derzeit dreht sich fast alles um den Mars. Die Chinesen, die Amerikaner und auch Elon Musk arbeiten an bemannten Mars-Missionen. Was halten Sie von diesem Wettrennen?

Altwegg: Eine Mars-Mission ist enorm teuer, sie würde Hunderte von Milliarden Dollar kosten. Das zahlt niemand – wahrscheinlich auch nicht Elon Musk. Zudem ist ein solches Vorhaben unethisch. Denn vom Mars kommt niemand zurück, das ist so gut wie sicher.

Weltwoche: Weil die Reise zu lange dauert? Oder weil man auf dem Mars nicht leben kann?

Altwegg: Alles zusammen. Das Schlimmste ist die kosmische Strahlung. Ausserhalb des Magnetfelds der Erde gibt es nichts, was vor dieser alles durchdringenden Strahlung abschirmt. Man kann die Astronauten nicht durch meterdicke Metallwände schützen, keine Rakete könnte diese Last tragen.

Weltwoche: Wie hat man die Astronauten bei den Mondlandungen geschützt?

Altwegg: Die Reise dorthin war vergleichsweise kurz, sie dauerte zwei Tage. Die Reise zum

Mars dagegen würde sechs, sieben Monate dauern. Einmal dort, könnte man nicht sofort wieder umkehren, sondern müsste warten, bis beide Planeten wieder in einer günstigen Position zueinander stehen. Das heisst, eine Mars-Mission dauert mehr als zwei Jahre. Selbst wenn man den Hinflug überleben würde: Das Einzige, was man dort oben machen könnte, ohne Magnetfeld, ohne Atmosphäre, wäre, ein Loch auszuheben – das müsste aber schnell gehen – und sich darin zu verkriechen, bis man wieder zurückfliegen kann.

Weltwoche: Man müsste auch Treibstoff für den Rückweg mitnehmen. >>>

Altwegg: Sofern man nicht definitiv dort oben bleiben will. Mir kommt das Ganze vor wie ein Bubenraum. Ich sehe keinen Grund, warum sich die Menschen auf dem Mars ansiedeln und eine Kolonie bilden sollten, es ist extrem unwirtschaftlich dort.

Weltwoche: Kann man an einer Mars-Mission etwas verdienen?

Altwegg: Nein, absolut nicht – das Business-Modell geht nie auf. Es gibt auch nicht genug Milliarden auf der Welt, die unbedingt auf den Mars fliegen möchten. Für mich liegt die Zukunft bei den unbemannten Missionen, damit können wir sehr viel erforschen für viel weniger Geld, etwa Proben vom Mars holen. Die Nasa ist derzeit daran, einen Rover auf den Mars zu bringen, der Gestein sammeln soll.

Weltwoche: Ist das nicht riskant? Man weiss ja nicht, was in diesen Marsproben drin ist – vielleicht zerstörerische Bakterien, die man auf die Erde holen würde.

Altwegg: Die Kontamination ist tatsächlich ein Risiko. Die Steine, die der Rover sammeln soll, stammen allerdings von der Oberfläche, und die ist durch die kosmische Strahlung gut sterilisiert.

Weltwoche: Vor wenigen Wochen ist ein Asteroid relativ knapp an uns vorbeigesaust. Die Nasa arbeitet an einem Programm, das Asteroiden abwehren soll. Ist das vielversprechend?

Altwegg: Das kann nützlich sein, aber natürlich nur dann, wenn man die Asteroiden früh genug sieht und sie nicht allzu gross sind. Einen Kometen abzulenken, das wäre hingegen nicht möglich, die sind viel zu schnell unterwegs. Den Kometen Neowise, den wir diesen Sommer bewundern konnten, hat man erst im März entdeckt. Da bleibt nicht mehr viel Zeit; wenn er auf die Erde zusteuert, kann man nur noch den Kopf einziehen.

Weltwoche: Bei der Erde hat alles gepasst: Sauerstoff, Wasser, Temperatur. Wie wahrscheinlich ist es, dass es auch anderswo im Universum gepasst hat und Leben existiert?

Altwegg: Das ist ziemlich wahrscheinlich, ich bin fast überzeugt, dass es anderswo Leben gibt und wir nicht die Einzigen sind. Es gibt dafür eine halbwissenschaftliche Formel, die Drake-Formel. Sie geht von der Anzahl Sterne und Planeten aus – allein in unserer Milchstrasse gibt es hundert Milliarden davon –, schätzt die Zahl der Planeten, die sich wie die Erde in der bewohnbaren Zone befinden und auf denen Leben entstanden sein kann. Dann wird es schwierig: Wie viel von diesem Leben ist intelligent? Und wie viel von diesem intelligenten Leben entwickelt Technologie mit elektromagnetischen Wellen? Das ist alles unbekannt. Das Universum ist 13,6 Milliarden Jahre alt, wir Menschen können seit rund 120 Jahren funken. Die anderen Zivilisationen müssten also auch jetzt funken können, sonst können wir nicht mit ihnen kommunizieren. Unter dem Strich, immer laut Drake-For-

mel, könnte es in der Milchstrasse rund tausend Zivilisationen geben, die funken können – das ist nicht wenig, und ich rede hier nur von der Milchstrasse. Daneben gibt es ja Milliarden von anderen Galaxien.

Weltwoche: Wie weit wären wir demzufolge von der nächsten Zivilisation entfernt?

Altwegg: Unsere nächsten Nachbarn wären, statistisch gesehen, 1600 Lichtjahre weit weg. Wenn wir ihnen also heute ein Signal schicken, bekommen wir eine Antwort in 3200 Jahren. Wer weiss, was bis dahin ist, ob es uns noch gibt? Das heisst: Wir sind wohl nicht allein, nicht einmal in unserer Galaxie, aber wir werden nie miteinander kommunizieren.

Weltwoche: Wir sind nicht allein, aber wir finden die anderen nicht.

Altwegg: Ja, und wer weiss, ob das nicht besser ist. (Lacht)

Weltwoche: Es ist viel los im Universum, es gibt schwarze Löcher, die miteinander verschmelzen, Asteroiden, die herumsausen, die

«Es ist völlig normal, dass man das nicht versteht. Wir können uns das Nichts nicht vorstellen.»

Milchstrasse und die Andromeda-Galaxie, die aufeinander zusteuern: Folgt das irgendwelchen Regeln, oder ist das einfach nur Chaos?

Altwegg: Es mag chaotisch wirken, doch die Abläufe im All folgen physikalischen Gesetzen wie der Gravitation. Vor einiger Zeit wurde mit Hilfe der neuen Grossteleskope eine Galaxie entdeckt, die ist 12,4 Milliarden Lichtjahre von uns entfernt, ist also erst rund eine Milliarde Jahre alt. Und sie ähnelt unserer Galaxie.

Weltwoche: Das heisst?

Altwegg: Das heisst, dass nach dem Urknall vor 13,6 Milliarden Jahren relativ bald Ordnung im Universum eingekehrt ist und die chaotische Phase nicht sehr lange gedauert hat.

Weltwoche: Jetzt muss ich Ihnen die Frage stellen, die Sie wohl häufig zu hören bekommen, die Umfrage sozusagen: Was war vor dem Urknall?

Altwegg: Laut Einstein gibt es keinen Raum und keine Zeit ohne Materie. Materie ist erst entstanden beim Urknall. Folglich gibt es auch kein



Vorher, weil es keine Zeit gab, und es gibt kein Aussendrum, weil es keinen Raum gab.

Weltwoche: Wie soll man das verstehen?

Altwegg: Es ist völlig normal, dass man das nicht versteht. Wir können uns das Nichts nicht vorstellen.

Weltwoche: Aber die Energie für den Urknall, die muss doch von irgendwo gekommen sein?

Altwegg: Man weiss nicht, was den Ausschlag für den Urknall gegeben hat. Ich habe eine Lieblingstheorie, die besagt, dass es nicht nur ein Universum gibt, sondern viele. Die einen Universen bestehen aus Materie wie unseres, die anderen aus Antimaterie. Wenn sie aufeinandertreffen, wird Energie freigesetzt, und dann fängt es wieder von vorne an – wie Seifenblasen, die hin und wieder zusammenstossen. Das ist aber reine Spekulation und wird es auch immer bleiben: Wir werden nie wissen, was vor dem Anfang war, denn wir können nie über den Rand unseres Universums hinausschauen.

Weltwoche: Wie weit können wir heute im All zurückblicken?

Altwegg: Fast bis zum Urknall. Da das Licht 13 Milliarden Jahre zur Erde unterwegs ist, sehen wir die Himmelskörper, wie sie damals ausgesehen haben, kurz nach dem Urknall. Doch weiter zurück wird es nicht gehen, das ist physikalisch unmöglich: Das Universum dehnt sich mit Lichtgeschwindigkeit aus, und das Lichtsignal kommt mit derselben Geschwindigkeit herein.

Weltwoche: Kommt man nicht rettungslos ins Grübeln, wenn man sich dauernd mit dem Universum und der Unendlichkeit befasst?

Altwegg: Ins Grübeln nicht unbedingt, aber es relativiert vieles. Am Anfang meiner wissenschaftlichen Laufbahn hat es mich fast ein bisschen beelendet, zu sehen, wie unwichtig wir Menschen sind. Uns wird es nicht ewig geben, und für das Universum spielt das absolut keine Rolle. Mittlerweile bin ich fast froh, dass wir so unbedeutend sind: Wir können vielleicht die Erde kaputt machen, der Rest des Weltalls bleibt von uns aber unbehelligt. Unsere Bedeutungslosigkeit nimmt uns die Verantwortung für den Lauf der Welt. Hier kommen wir langsam ins Philosophische, ins Theologische.

Weltwoche: Hat der Glaube an einen Gott Platz, wenn man Weltraumforscher ist?

Altwegg: Unter den Weltraumforschern gibt es tiefgläubige Menschen, wie es auch Agnostiker gibt. Gott hat in diesem System durchaus Platz, wenn man ihn dort haben will, die beiden Ebenen schneiden sich nicht. Wir Naturwissenschaftler fragen nach dem Wie: Wie ist der Urknall abgelaufen, wie haben sich die Planeten gebildet und so weiter. Die Theologen und Philosophen stellen die tiefmenschliche Frage nach dem Warum: Warum hat es den Urknall gegeben?

Weltwoche: Warum hat es ihn gegeben?

Altwegg: Das weiss ich auch nicht (lacht), es hat ihn einfach gegeben.

Der Staat und die Grosskapitalisten

Bisher finanzierten linke Multimillionäre manche Online-Portale. Nun löst der Staat sie ab.



Zuerst Gratulation an die Linke. Sie hat ihr Ziel erreicht. Endlich gibt es staatliche Subventionen für linke Medien.

Im Nationalrat setzte sich letzte Woche Rot-Grün gegen die Bürgerlichen durch. Es ist darum so gut wie sicher, dass Onlinemedien künftig Steuergelder einstreichen werden, dreissig Millionen Franken im Jahr. Ein hübscher Teil davon geht an regionale Onlineportale. Sie sind meist fest in linker Hand.

Der regionale Onlinemarkt, so viel vorneweg, ist das seltsamste Segment der Schweizer Medienbranche. Er ist ein Spielfeld für schwerreiche Erben, die politisch am linksalternativen Flügel stehen. Sie finanzieren zum Spass gleichgesinnte Redaktionen.

Bevor wir das beschreiben, müssen wir kurz ins Jahr 1997 zurück. Damals starb mit der *Berner Tagwacht* die letzte sozialdemokratische Regionalzeitung des Landes. Zu ihren besten Zeiten hatte die SP in Städten wie Zürich, Basel, Luzern und Bern überall eigene Tageszeitungen.

In den Agglomerationen gibt es denn nur noch die heutigen Monopolblätter wie *Berner Zeitung*, *Luzerner Zeitung* und *Basler Zeitung*. Sie fahren in ihrem Regionalteil, gedruckt wie digital, meist eine bürgerliche Linie.

Rund zwanzig Jahre lang musste die Linke darum warten, bis sie in den Regionen wieder eine tägliche Stimme bekam.

Es gelang, weil zuletzt überall unabhängige Onlineportale entstanden, die das links-grüne Gedankengut vertreten. In Zürich etwa heissen sie *Republik*, in Bern *Journal B*, in Luzern *Zentralplus* und in Basel *Bajour*. Alle leuchten rosarot bis

rot-grün. Es ist darum klar, dass die Linke im Nationalrat für sie Subventionen durchdrückte.

Der Staat löst damit eine spezielle Gruppe von Financiers ab. Getragen werden die Onlineredaktionen bisher von Grosskapitalisten, die sozialistischen Ideen anhängen.

Das *Zentralplus*-Portal in der Innerschweiz etwa ist das Hobby von Nick Mijnsen, einem Grosserben aus der Besitzerfamilie von Landis & Gyr, der jeweils das Defizit deckt. Zuvor war Mijnsen Mitgründer der Partei der Sozialistisch-Grünen Alternative in Zug.

Dass private Firmen so schnell an Staatsgelder herankommen, gab es bisher allenfalls bei Gemüsebauern.

Die linkslastige Basler Online-Site *Bajour* wiederum ist von Beatrice Oeri gesponsort, einer alternativen früheren Kindergärtnerin, die als Roche-Erbin über eine Milliarde Franken schwer ist. Sie füttert die Redaktion, die sonst nicht überlebensfähig wäre, jährlich mit einer Million Franken durch.

Hunderttausende von Franken aus Oeris Geschenkdose bekamen auch die linken Online-Magazine *Journal B* in Bern und *Republik* in Zürich.

Bei der *Republik* öffneten zudem die progressiv gesinnten Gebrüder Martin, Daniel und Marcel Meili ihre Schatulle. Sie schossen über drei Millionen Franken ein, eine Summe, ohne die das *Republik*-Projekt nicht an den Start gekommen wäre. Die Brüder Meili sind die Erben des Milliardenkonzerns Cerberus, Marktführer

bei Brandmeldern, den ihr Vater aufgebaut und dann verkauft hatte.

So stehen wir nun vor einer sehr eigenartigen Situation. Der Staat entlastet mit seinen dreissig Millionen an Online-Subventionen künftig allerlei Multimillionäre, die bisher die Redaktionen am Leben erhielten. Der Verteilschlüssel ist vom Bundesamt für Kommunikation zwar noch nicht im Detail definiert, aber ein Start-up wie die *Republik* etwa kann mit öffentlichen Zuschüssen von jährlich über einer Million Franken rechnen.

Die *Republik* in Zürich gibt es seit weniger als drei Jahren, und sie muss laut eigenem Bekunden «unverschämt Glück brauchen, damit wir in Zukunft überleben». *Bajour* in Basel existiert seit einem Jahr. Wir erleben damit wohl einen neuen Schweizer Rekord an Subventionitis. Dass private Firmen so kurz nach ihrer Gründung bereits an Staatsgelder herankommen, das gab es bisher allenfalls bei Gemüsebauern. Das ist tatsächlich «unverschämt Glück».

Bei den Onlineauftritten der klassischen Verlage, die künftig ebenfalls subventioniert werden, sieht das anders aus. Sie liefern ihre digitalen News seit den neunziger Jahren zuverlässig und umfassend ans Publikum.

Fassen wir zusammen: Der Staat subventioniert nun also mit Steuergeldern defizitäre Onlineredaktionen. Der Staat wetteifert mit Grosskapitalisten, die bisher die Defizite der Onlineredaktionen trugen.

Ein solch skurriles Set-up gibt es nur in einer steinreichen und sorgenfreien Überflussesgesellschaft. So etwas gibt es nur in der Schweiz.

Faszination der Kristallkugel

Mit ausgeklügelten Berechnungen versucht man, den Wert der Personenfreizügigkeit zu ermitteln. So wird man der Sache nicht gerecht.

Kurt Schiltknecht

Vor mehr als sechzig Jahren haben die amerikanischen Ökonomen Klein und Goldberger zum ersten Mal ein ökonometrisches Modell für die amerikanische Wirtschaft erstellt. Mit diesem aus vierzehn Gleichungen bestehenden Modell versuchten sie, die Entwicklung der Wirtschaft zu prognostizieren und die Wirkungen von wirtschaftspolitischen Massnahmen zu simulieren. Lawrence Klein erhielt später für seine bahnbrechenden Arbeiten den Nobelpreis. Bis für die schweizerische Wirtschaft das erste, ähnliche Modell von Lambelet und Schiltknecht geschätzt wurde, dauerte es noch fünfzehn Jahre. Mit der Zeit wurden in immer mehr Ländern solche Modelle gebaut.

Klein hatte die Idee, die einzelnen Ländermodelle zu einem weltumspannenden Modell zusammenzufügen, um Interaktionen und Abhängigkeiten in der Weltwirtschaft besser zu verstehen. Doch bald zeigte sich, dass die Erwartungen zu hoch gesteckt waren. Weder lieferten die Modelle gute Prognosen, noch liessen sich die Auswirkungen wirtschaftspolitischer Massnahmen zuverlässig analysieren oder Krisen voraussehen. Sie konnten auch nicht erklären, weshalb eine Volkswirtschaft manchmal stärker und manchmal schwächer wächst. Vor allem aber versagen die Modelle dann, wenn die Wirtschaft zusätzlich durch Schocks wie die Banken- oder heute – die Corona-Krise gestört wird.

Mut zur eigenen Politik

Trotz der Mängel erfreuen sich die ökonometrischen Modelle grosser Beliebtheit. Regierungen und Notenbanken verwenden sie bei der Gestaltung oder Begründung ihrer Wirtschafts- und Geldpolitik. Der Blick in die Kristallkugel hat immer schon fasziniert. Zudem kann die Ausarbeitung solcher Modelle durchaus sinnvoll sein, weil man dabei versucht, ökonomische Zusammenhänge so weit als möglich zu strukturieren. Setzt man sich im Detail mit den verfügbaren Daten auseinander, lassen sich wertvolle Erkenntnisse über das Funktionieren zumindest von Teilbereichen der Wirtschaft gewinnen.

Wer nun aber glaubt, damit die Auswirkungen des freien Personenverkehrs auf die Löhne, die

Produktivität oder das Wachstum eines Landes analysieren zu können, ist schlecht beraten. Wenn sich Politiker wie Bundesrätin Keller-Sutter auf solche Studien berufen, muss man hellhörig werden. Die Frage, ob eine Begrenzung der Zuwanderung sinnvoll ist oder nicht, lässt sich mit ökonometrischen Modellen nicht beantworten.

Für die Auseinandersetzung mit grundsätzlichen Fragen eignen sich langfristig orientierte Untersuchungen über die Gründe für den wirtschaftspolitischen Erfolg eines Landes viel besser. Diese Analysen zeigen, dass institutionelle Faktoren und die in einem Land herrschende Wirtschaftskultur den Erfolg wesentlich besser erklären als noch so detaillierte ökonometrische Gleichungssysteme. Zu den Erfolgsfaktoren zählen eine stabilitätsorientierte Finanz- und Geldpolitik, gute öffentliche Schulen, Freihandel und Rechtssicherheit. Der freie Personenverkehr hat sich für die Bürger in keinem Land als wohlstandsvermehrend erwiesen. Deshalb erstaunt es auch nicht, dass alle erfolgreichen Volkswirt-

schaften in der einen oder anderen Art die Zuwanderung begrenzen. Problematisch ist die Einwanderung vor allem in wirtschaftlich erfolgreichen Ländern, da ein starker Zustrom die Bildung von Ballungsgebieten verstärkt und damit die ohnehin schon bestehenden Umwelt-, Verkehrs- und Infrastrukturprobleme verschärft.

Missachtete Spielregeln

Erfolgreiche Länder zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie ihre Wirtschaftspolitik weitgehend selber gestalten. Dazu gehören eine durch demokratische Entscheidungen abgesicherte Sozial- und Steuerpolitik sowie ein vertrauenswürdiges Wirtschafts- und Rechtssystem. Mit einem freien Güter-, Dienstleistungs- und Kapitalaustausch mit möglichst vielen Staaten werden die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass die einheimische Wirtschaft international konkurrenzfähig bleibt.

Viele Politiker schenken den institutionellen Faktoren und Spielregeln zu wenig Beachtung, weil sich deren Wirkung erst über einen längeren Zeitraum zeigt. So wird sich kurzfristig nicht viel ändern, wenn wir für die Schulen mehr finanzielle Mittel bereitstellen und so dafür sorgen, dass auch längerfristig ein Grossteil der Bürger am künftigen Volkwohlstand teilhaben kann. Kurzfristige Betrachtungen können in die Irre führen. Typisch dafür waren die Klagen der Wirtschaft über die restriktive Geldpolitik zur Bekämpfung der Inflation in den siebziger Jahren. Auch die Warnungen der Wirtschaft vor einer Ablehnung des EWR-Beitritts waren verfehlt.

Heute wissen wir, dass die im Alleingang vorgenommene Inflationsbekämpfung mit einer entsprechend starken Frankenaufwertung und das Festhalten an einer weitgehend unabhängigen Wirtschaftspolitik für die Wohlstandsvermehrung der Schweiz in jüngerer Zeit von grosser Bedeutung waren. Aufgrund solcher Erfahrungen sollten wir wieder mehr Mut zur eigenen Gestaltung unserer Wirtschaftspolitik haben. Und sollte einmal etwas schiefgehen, haben wir es als unabhängiges Land in der Hand, die Weichen neu zu stellen.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank

« JAMAIS VU »



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), was die explosive Welt-, Fiskal- und Geldpolitik für Sie als Anleger bedeutet.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

LUZERN | ZÜRICH | ST. GALLEN

Wikinger auf Speed

Brüllend und schnaubend wüteten die nordischen Eroberer durch feindliche Linien. Das Rätsel ihrer Rage ist eine natürliche Psychodroge, die auch in der Schweiz üppig spriesst.

Urs Gehriger

Von den rasenden Bilderstürmern in Amerikas Städten bis zum Schweizer Neo-Radstar Marc Hirschi auf furioser Solofucht: Immer wieder wähnt man «Berserker» am Werk. Sprachforscher entdeckten die erste Verwendung des Ausdrucks bei nordischen Dichtern im Frühmittelalter. Berserker schienen von absolutem Wahn getrieben. Sie «eilten ohne Rüstung vorwärts, waren wahnsinnig wie Hunde oder Wölfe, bissen in ihre Schilde, waren stark wie Bären oder wilde Ochs und töteten Menschen auf einen Schlag, aber weder Feuer noch Eisen stoppten sie», beschreibt der isländische Historiker Snorri Sturluson (1179–1241) den sogenannten «Berserkerang».

Die Berserker waren für jeden Gegner der blanke Horror, doch teilweise vermochten sie nicht einmal mehr, die Freunde von den Feinden zu unterscheiden. Noch heute gefriert einem das Blut, wenn sie auf dem Bildschirm erscheinen. «Verschwende deine Zeit nicht mit einem Blick zurück, diesen Weg wirst du nicht gehen», raunt Ragnar Lodbrok, der legendäre Wikingerkönig in der TV-Serie «Vikings», und peitscht seine Krieger in die Schlacht. Was die Berserker besonders furchteinflössend machte: Sie schienen keinen Schmerz zu spüren. Tagelang kämpften sie pausenlos, dann klappten sie komplett erschöpft zusammen.

Tollkraut und Teufelswurz

Seit langem suchen Forscher nach der mysteriösen Wahnsinnsdroge, die diese Krieger derart in Rage versetzte. «Die am weitesten verbreitete Theorie besagt, dass der berauschende Pilz *Amanita muscaria* verwendet wurde», schreibt der slowenische Ethno-Botaniker Karsten Fatur von der Universität Ljubljana in einer Studie*. *Amanita muscaria* heisst auf Deutsch Fliegenpilz, mit rotem Schirm mit weissen Punkten, jedem Kind bekannt aus einschlägigen Märchen. Hexen sollen seinen halluzinogenen Wirkstoff extrahiert haben. Sibirischen Schamanen verlieh er überirdische Kräfte.

Drogen und Krieg – sie sind das wohl älteste Zwillingsspaar der Menschheitsgeschichte. Seit Homer haben sich die Krieger mit Giftstoffen auf-



Berserker im Drogenrausch: Wikinger kämpften deshalb so ausdauernd.

gepumpt. Je brutaler die Kriege, desto grösser das Verlangen nach Betäubung. Göring, Goebbels, Hitler, alle waren sie auf Drogen. Für die Landser im Kugelhagel gab's Panzerschokolade-Pervitin, ein Methamphetamin, das euphorisiert und die Müdigkeit nimmt. Flehend wandte sich der junge Heinrich Böll aus dem Krieg an seine Familie, als ihm der Stoff zur Neige ging: «Vielleicht könntet Ihr mir noch etwas Pervitin für meinen Vorrat besorgen?»

Inbegriff der Drogenhölle war der Vietnamkrieg. Heroin zum Chillen, Speed für den Angriff, Opium à gogo und Dope to go. Kaum eine Droge blieb unversucht, wenn es darum ging, den Schmerz zu betäuben und den Mut zu mobilisieren. Doch niemand, so scheint es, hat sich so abgebrüht und inbrünstig in die Schlacht gestürzt wie die Wikinger. Pilze sind seit Urzeiten als beliebte Kampfdroge bekannt. Reichen sie aus, um Menschen in apokalyptische Rage zu versetzen?

Karsten Fatur hegt Zweifel. «Obwohl Aggressivität und Hyperaktivität auftreten können», seien diese Symptome nach dem Verzehr von Fliegenpilzen eher selten, schreibt er in seiner Studie. Fatur las historische Berserker-Aufzeichnungen und suchte in der Pflanzenwelt nach entsprechenden Symptomen. «Sie klangen wie

Vergiftungen durch anticholinerge Alkaloide», erklärt er der *Weltwoche*. Schliesslich fand er im *Hyoscyamus niger*, dem Schwarzen Bilsenkraut aus der Familie der Nachtschattengewächse, jene Pflanze, die perfekt zum Beschrieb der Berserker passt: rasende Aggression, Unberechenbarkeit, Gesichtsröte, Hyperaktivität.

Tradition des Berserkergangs

Schwarzes Bilsenkraut enthält zwei Halluzinogene: Hyoscyamin und das weitaus wirkungsvollere Scopolamin. Und es hat eine schmerzstillende Wirkung, «was Berichte über die erhöhte Unverletzlichkeit der nordischen Berserker erklären könnte», so Fatur. Auch die Dauer des Berserkerzustands von mehreren Tagen passt zum Schwarzen Bilsenkraut. Ebenso die Unfähigkeit, die Gesichter bekannter Personen zu erkennen. Das Kraut mit klebrigem Stängel und schmutzig gelbbraunen Rosettenblättern ist auch unter anderen Namen wie Tollkraut, Rasewurz, Saukraut, Teufelswurz bekannt, die alle seine geheimnisvolle Wirkung unterstreichen.

Dem Körper zuführen konnten die Wikinger das Bilsenkraut mit Alkohol. Sie rieben es wohl auch mit Tierfett in die Haut ein. Oder tranken es ganz einfach als Tee, mutmasst der Ethnobotaniker Fatur. Er bezeichnet seine Studie als «spekulativ». Aber sie scheint plausibel. Seit er sie vor einem Jahr publiziert hat, wurde sie nicht widerlegt. «Mit der Zeit wird hoffentlich weiter dazu geforscht», hofft er.

Die christliche Kirche ächtete die «heidnische» Tradition des Berserkergangs. Doch auch nach dem Untergang der Wikinger blieb das Schwarze Bilsenkraut in Gebrauch. Es hat sogar einen Auftritt in der deutschen Übersetzung von Shakespeares «Hamlet», wo dessen Vater «mit Saft verfluchten Bilsenkrauts» vergiftet wird. Bis heute spriesst das hässlich-schmutziggelbe Gewächs quer durch Europa. Gemäss dem nationalen Daten- und Informationszentrum Info Flora auch in der Schweiz: an Wegrändern, auf Schuttplätzen, in warmen Lagen – besonders im Wallis.

* Sagas of the Solanaceae: Speculative ethnobotanical perspectives on the Norse berserkers. Die Studie ist nachzulesen auf www.weltwoche.ch/Dokumente

Jetzt neu:

- Neues Design
- Neue Autoren
- Mehr Literatur und Kunst*
- Mehr Humor



*Jede Woche 12 Seiten

Schenken Sie Inspiration: 12 Ausgaben für Fr. 49.–

Gefällt Ihnen die neue *Weltwoche*? Wenn ja, sagen Sie es weiter. Noch besser: Schenken Sie einem Freund, einer Bekannten ein Kennenlern-Abo. Wenn Sie selbst Abonnent sind und mitmachen, verlängern wir Ihr eigenes *Weltwoche*-Abo kostenlos um einen Monat.

- Ja, ich möchte jemandem das Kennenlern-Abo mit 12 Ausgaben für Fr. 49.– schenken.
Die Rechnung können Sie gerne mir senden.

Schenker/Rechnungsadresse:

Frau Herr

Vorname/Name: _____

Strasse, Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

E-Mail: _____

Beschenkter/Lieferadresse:

Frau Herr

Vorname/Name: _____

Strasse, Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

E-Mail: _____

Senden Sie den ausgefüllten Talon per Post an Weltwoche Verlags AG, Kundenservice, Postfach, 4601 Olten
Oder bestellen Sie das Abo per Telefon 043 444 57 01 oder via E-Mail an kundenservice@weltwoche.ch.

Die Shutdowns waren nicht nötig

Stefan Homburg

Im Frühjahr verhängten die Schweiz und viele andere Staaten harte Beschränkungen, um eine Ausbreitung des Coronavirus zu verhindern. Waren diese Shutdowns notwendig und wirksam?

Aufgrund einer mathematisch-statistischen Analyse war der Autor dieser Zeilen Mitte April zum Ergebnis gelangt, dass die harten Beschränkungen, die verheerende soziale und gesundheitliche Nebenwirkungen hatten und zum grössten Wirtschaftseinbruch in Friedenszeiten führten, unverhältnismässig und falsch gewesen waren und sofort beendet werden müssten.

Ein soeben erschienenes Arbeitspapier des renommierten amerikanischen National Bureau of Economic Research bestätigt dieses Ergebnis. Unter Verwendung neuerer Daten für verschiedene Länder sowie die US-Einzelstaaten haben Andrew Atkeson, Karen Kopecky und Tao Zha herausgefunden, dass sich die Ausbreitungsgeschwindigkeit des Coronavirus überall rasch verlangsamt hat, und zwar ganz unabhängig von den jeweils ergriffenen Politikmassnahmen.

Nach Auffassung der Autoren ist schwer zu sagen, ob die Eindämmung auf zunehmender Immunität beruht oder auf freiwilligen Verhaltensänderungen wie Abstandhalten und Hygiene. Diese Schwierigkeit rührt daher, dass Verhaltensänderungen weltweit zu beobachten waren – auch in Staaten wie Schweden, die auf Eigenverantwortung setzten statt auf staatliche Bevormundung. Einen Einfluss von Massnahmen wie Schulschliessungen, Ausgangssperren oder einem weitgehenden Herunterfahren des öffentlichen Lebens zeigen die Daten jedenfalls nicht.

Nachdem im letzten halben Jahr Panik und Panikmacher die Oberhand hatten, ist denkbar, dass die Politik aufgrund solcher Befunde ihre Entscheide vermehrt auf nachprüfbar Fakten basiert, die Bevölkerung beruhigt und keine weiteren Beschränkungen verhängt. Nur auf diese Weise kann allmählich jenes Vertrauen zurückkehren, das sowohl für eine gedeihliche Wirtschaftsentwicklung als auch für ein gutes Leben unabdingbar ist.

Stefan Homburg ist Professor für Öffentliche Finanzen an der Leibniz-Universität Hannover.

Schimmel-Schlamassel

Eine Studie zeigt, dass viel mehr Schutzmaskentypen von Schimmel befallen sind, als vom Bund kommuniziert.

Roman Zeller

Was, wenn Schimmelmasken im Umlauf wären? Liesse sich die Maskenpflicht, wie sie schweizweit in öffentlichen Verkehrsmitteln herrscht und wie sie gewisse Kantone in Läden, Schulen und Universitäten kennen, weiterhin durchsetzen? Wie würde die Bevölkerung reagieren? Wie das Bundesamt für Gesundheit (BAG)?

Mitte Juli jedenfalls rief das Eidgenössische Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) rund vierzehn Millionen mit Schimmel kontaminierte Masken «sofort» und «vorsorglich» zurück. Von «Schimmelmasken» war die Rede, weil das Genfer Universitätsspital in Proben *Aspergillus fumigatus* festgestellt hatte – einen Schimmelpilz.

Dieser mag auf den ersten Blick harmlos scheinen. Es handelt sich um eine weitverbreitete Spezies, mikroskopisch klein, von der wir täglich rund hundert Sporen einatmen. Eine befallene Maske aber, direkt vor dem Gesicht, rieche wie ein «schimmeliges Badezimmer», so ein Spitalmitarbeiter. Gefährlicher seien pilzbefallene Masken für immunschwache Menschen, wie es in Ärztekreisen heisst – weil dieser «Killerpilz» für lebensbedrohliche Atemwegsinfektionen verantwortlich sein könne.

Glaubt man der Pressemitteilung des Bundes, hielt sich der Schaden in Grenzen. Nur drei Maskentypen waren vom üblen Schimmelpilz betroffen: zwei aus der Serie «EN 14 683 Typ II» (Resultat: *Aspergillus fumigatus*); einer aus der Serie «3M Health Care», der mit anderen, weniger gefährlichen Pilzen behaftet war. Das kommunizierte das VBS, auch wenn für medizinische Güter der Armeepothek, wo die Schimmelmasken gelagert wurden, das Bundesamt für Gesundheit zuständig ist. So steht es in der Covid-19-Verordnung 3.

Mehr als sechs Maskentypen

Die Studie des Universitätsspitals Genf, die den Schimmelmaskenskandal ausgelöst hat, weist hingegen weitaus gravierendere Ergebnisse aus, die nicht kommuniziert wurden – weder vom Kanton Genf, dem Auftraggeber, noch vom Bund. Die Untersuchungsergebnisse vom

30. April liegen der *Weltwoche* vor und zeigen, dass insgesamt sechs Maskentypen mit *Aspergillus fumigatus* verunreinigt sind.

Nebst den zwei genannten Typen sind vor allem Maskenproben der Firma Facemate von Schimmelpilz befallen. Dabei handelt es sich um grüne Einwegmasken, die, vor allem bei Operationen, mit Bündeln hinter dem Kopf verknötet werden. Drei von vier Referenztypen schlugen positiv an. Das verdeutlichen die Resultate vom 4. und 7. Mai 2020 in roter Schrift. Hinzu kommt eine mit Schimmel behaftete chirurgische Maske, die bisher ebenfalls unerwähnt blieb. Sie wird in der Studie als «Masque chirurgical 3 plis» vermerkt und entspricht dem blauen Typus mit Gummis, die üblicherweise um die Ohren gestreift werden. Gleichermassen schimmelig ist die «Masque chirurgical à élastique». Auch dort lautete das Resultat: *Aspergillus fumigatus*.

Dass das Universitätsspital Genf am 30. Mai eine zweite Studie durchgeführt hat, teilten weder Bund noch der Kanton Genf mit; gleichermassen unter dem Deckel blieb, dass in der Studie noch mehr Maskentypen von Schimmel befallen waren: Bei der «3M-1820 SW»-Hygienemaske – blau mit Gummibändern – und erneut bei einer, die mit «EN 14 683» referenziert wird, steht «*Aspergillus fumigatus*» in der Tabelle.

Fraglich ist, warum die Öffentlichkeit über die Schimmelmasken im Juli unvollständig in Kenntnis gesetzt worden ist. Was meint das BAG dazu? Wie viele kontaminierte Masken befinden sich wo? Sind sie sogar im Detailhandel? Und wie geht es weiter? Etwa mit der Maskenpflicht trotz Schimmelmasken?

Diese Fragen richtete die *Weltwoche* am Montag an die Behörden. Vor Redaktionsschluss vermeldete das VBS: «Die von der Armee ausgelieferten Chargen, die möglicherweise von Schimmel betroffen waren, wurden vorsorglich zurückgerufen und kostenlos ersetzt. Darüber informierte das VBS transparent und offen. Allfällige weitere durch das Universitätsspital Genf getestete Masken betrafen zivile Lieferanten. Für diese trägt das VBS keine Verantwortung.» Der Kanton Genf verwies in seinen Ausführungen an den Bund. Vom BAG kam keine Stellungnahme.

Später Sieg der Islamisten

Mit einem historischen Prozess wird das Attentat auf *Charlie Hebdo* aufgearbeitet. Es hat Frankreich radikal verändert.

Jürg Altwegg

Coco, Coco», riefen sie. Die Zeichnerin Corinne «Coco» Rey hatte die Redaktion auf eine Zigarettenpause verlassen, als sie von zwei Männern mit einer Maschinenpistole angesprochen wurde. «Wir wollen Charlie, wir wollen Charb», den Chefredaktor der satirischen Zeitschrift: «Sie haben den Propheten beleidigt.» Sie erzählt, wie sie die Terroristen ins Haus einschleusen musste und was dann geschah.

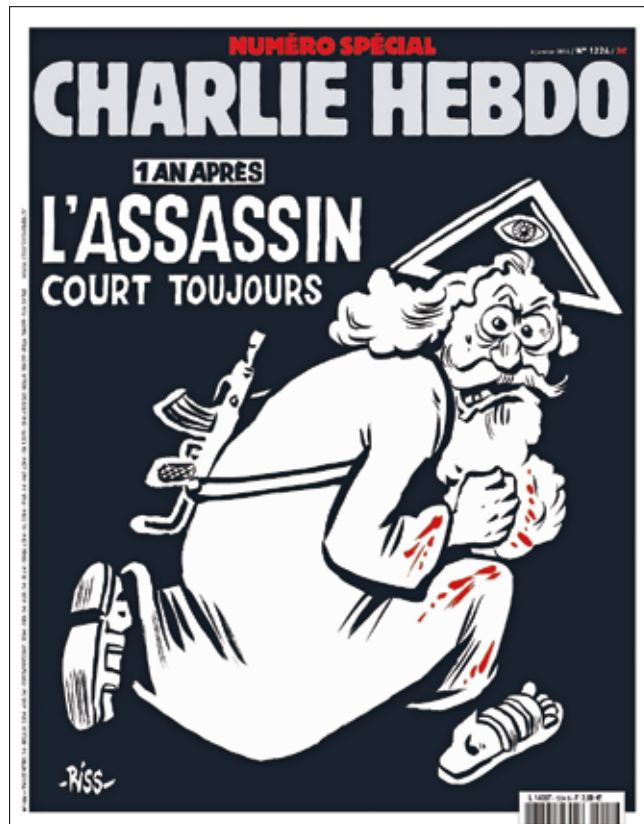
Mit dem Anschlag auf *Charlie Hebdo* begannen am 7. Januar 2015 die fünf Tage, die Frankreich erschütterten und – wie sich heute zeigt – radikal verändern. Das Attentat der Brüder Saïd und Chérif Kouachi fordert zwölf Tote: «Wir haben den Propheten gerächt.»

Geschichtsstunde für die Nation

Am 8. Januar tötet Amedy Coulibaly in unmittelbarer Nähe einer jüdischen Schule eine Polizistin. 9. Januar: Nach einer zweitägigen Flucht werden die Brüder Kouachi in einer Druckerei erschossen – im Fernsehen gibt es die Direktübertragung, die TV-Sender werden später von der staatlichen Medienaufsicht gerügt. Im jüdischen Pariser Supermarkt «Hyper Cacher» inszeniert Coulibaly eine Geiselnahme. Vier Tote, einige Kunden konnten sich in der Kühlkammer verstecken. Am Wochenende des 10. und 11. Januars gehen in Frankreich vier Millionen Menschen auf die Strasse: «Je suis Charlie.» 35 Staatschefs sind in Paris dabei.

Fünf Jahre danach findet der «historische Prozess» statt: Er wird gefilmt. Wie die Verfahren gegen den Nazi Klaus Barbie und den Franzosen Maurice Papon, der die Deportation der Juden aus Bordeaux organisiert hatte. Anfangs September hat er begonnen, auf drei Monate Dauer ist er angelegt: Eine Geschichtsstunde für die Nation soll es werden. In einer Bestandesaufnahme des islamischen Extremismus in Frankreich schrieb das Nachrichtenmagazin *Le Point* schon im Voraus vom «Prozess einer Niederlage».

Das Echo in den gedruckten Medien ist grösser als das Interesse der Bevölkerung, die sich noch immer in der Schockstarre des Covid-



«Es ist alles viel schlimmer als vor fünf Jahren.»

Lockdowns befindet. Für das Fernsehen sind historische Prozesse von epischer Länge erst ergiebig, wenn die gefilmten Verhandlungen ausgestrahlt werden dürfen. Für *Charlie Hebdo* verfolgen der Schriftsteller Yannick Haenel und eine Karikaturistin den Prozess. Täglich verfassen sie einen Bericht, der als Newsletter verschickt wird.

Ausgiebig wurden zunächst die Opfer gewürdigt. Charbs Gefährten porträtierten ihren Chefredaktor. Sie schilderten den Menschen und die Werte, für die er sterben musste. Schritt für Schritt wurde nachgezeichnet, wie er zur Zielscheibe der Fanatiker wurde – in Paris und in der Welt des Islams. Selbst die Angeklagten konnten ihr Lachen nicht unterdrücken, als seine Karikaturen im Gerichtssaal

projiziert wurden – sie hatten sie wohl noch gar nie gesehen.

«Unfriedliche Vermittlung des Laizismus»

Auch über die Täter und Zusammenhänge erfährt man mehr als in den Zeitungen stand. Marika Bret, *Charlie-Hebdo*-Journalistin und Kulturpolitikerin, erzählte vor Gericht, wie die Brüder Kouachi 2006 zusammen mit anderen jungen Muslimen im Pariser Quartier Belleville ein literarisches Café, für das sie zuständig war, bedrohten und die Schliessung einer Ausstellung satirischer Zeichnungen verlangten: «Wir blieben standhaft». Auch in anderen Fällen.

Nach dem Attentat sei sie sich bewusst geworden, mit welchen Individuen sie es seit

Jahren zu tun gehabt hatte. Marika Bret berichtete von den Schwierigkeiten, Charbs postum veröffentlichten Essay «Offener Brief an die Gauner der Islamophobie» in Belleville als szenische Lesung auf die Bühne zu bringen. Die Universität von Lille verbot die Vorstellung. Anderswo verweigerten die Kulturverantwortlichen die Vermietung der Säle für eine Veranstaltung, der sie «die unfriedliche Vermittlung des Laizismus» vorwarfen. Es wurde unmöglich, Filme über Attentate zu zeigen. Produktionen mit islamkritischem Inhalt wurden zurückgezogen, Ausstellungen verboten. Die Theater zeigten keine Stücke mehr, die Muslime als Verletzung ihrer religiösen Gefühle hätten deuten können.

«Diese Feigheit tötet Charb ein zweites Mal», führte Marika Bret aus. Ihre Journalisten-Kollegin Corinne «Coco» Rey sagte es in der Sprache von *Charlie Hebdo*: «Schuldig sind die Brüder Kouachi, ihre Helfer und alle, die ihre Augen vor dem Islamismus verschliessen und in die Hosen scheissen.»

«Es ist alles viel schlimmer als vor fünf Jahren»: Seit ihrer Gründung 1992 ist Richard Malka der Anwalt der Zeitschrift, seit den Attentaten steht er unter Polizeischutz. Er erzählt von jungen Frauen, denen muslimische Chauffeure das Besteigen ihres Busses verbieten. Malka kümmert sich um eine Klientin namens Mila, die in den sozialen Netzwerken den Islam kritisierte. Es kam zu den inzwischen alltäglichen Todesdrohungen und zu ihrem Schutz musste Mila die Schule verlassen – die ihre Peiniger weiterhin besuchen. Anwalt Malka verspricht einen «politischen Prozess gegen eine Ideologie». Das Motiv des Verbrechens sei der «Wille, die Kritik an Gott zu verbieten». Man kennt die Täter: «Wer aber hat sie intellektuell aufgerüstet? Was mich interessiert, ist die Hirnwäsche. Am Anfang ist immer das Wort.»

Gesinnungsterror und Zensur

Richard Malka kommt zum gleichen Befund wie *Le Point*: «Ja, es ist so. Die Brüder Kouachi haben gewonnen. Wer würde heute die Karikaturen nachdrucken? Welche Zeitung? In welchem Film, in welchem Stück oder Buch wird der Islam kritisiert? Wer hat es in den vergangenen fünf Jahren getan? Wer?»

Charlie Hebdo hat es zum Prozess nochmals getan und ein Dossier vorgelegt, in dem die Komplizen, die dem Klima Vorschub geleistet haben, zur Rechenschaft gezogen werden. Die Äusserungen der Politiker werden rekapituliert – ein Katalog der Abdankungen. Edwy Plenel, dem Begründer der Online-Zeitung *Mediapart* und früheren Chefredaktor von *Le Monde*, wird nochmals seine Kungelei mit Tariq Ramadan vorgehalten. Die Erfolgsschriftstellerin Virginie Despentes veröffentlichte eine Liebeserklärung an die Terroristen und lobte ihren «Mut»: «Lieber als geduckt leben wollten sie

aufrecht sterben.» Ganz besonders gefallen hat ihr, dass sie die einzelnen Redaktoren vor ihrer Hinrichtung namentlich aufriefen.

Richard Malka spricht vom grossen «Verrat der Linken». Solange es gegen die bourgeoisen Katholiken ging, unterstützte sie *Charlie Hebdo*: «Heute inszeniert sie ihren Gesinnungsterror und schreit nach Zensur. An den linken amerikanischen Universitäten ist es am schlimmsten. In Amerika finden die Säuberungen nicht bei Fox News, sondern in der *New York Times* statt. In Frankreich würden sie nicht beim konservativen *Figaro*, sondern bei *Le Monde* vorgenommen» – noch benutzt Malka den Konjunktiv. Coco hat das Cover von *Charlie* gepostet – mit der Folge, dass ihr Instagram-Konto gesperrt wurde.

Am 7. Januar 2015 war die Zeitschrift mit Michel Houellebecq auf dem Titelblatt erschienen. Das Attentat fand während der wöchentlichen Redaktionssitzung statt, Houellebecq war im Radio und stellte seinen neuen Roman vor. Über dessen Handlung hatte das Land während der Festtage gerätselt – es gab keine Rezensionsexemplare. Am Mittwochmorgen kam das Buch in die Buchhandlung. Der Titel: «Unterwerfung». Houellebecq musste untertauchen.

Es wächst der Zweifel

In welche Richtung sich Frankreich seither entwickelt hat, kann man in seinem Roman nachlesen. Houellebecq beschreibt die Einschüchterung durch radikale Islamisten und Kollaboration der französischen Gesellschaft mit dem neuen Regime nach der Wahl eines islamischen Präsidenten. Er datierte sie auf 2022. Für 2017 hatte er die Wiederwahl von François Hollande prophezeit – und den Einzug von Marine Le Pen in die Stichwahl.

Emmanuel Macron konnte auch Houellebecq nicht voraussehen. Als Wirtschaftsminister seines Vorgängers gab sich Macron multikulturell und äusserte Verständnis für die der «französische Mitverantwortung am Aufkommen des Dschihad». Seit dem Selbstmordattentat in der Polizeipräfektur von Paris hat er dem Kommunitarismus, der Radikalisierung und Islamisierung weiter Territorien der Republik, den Kampf angesagt. Jetzt will er ihn mit neuen Waffen und Worten führen: Frankreichs Präsident kündigt ein Gesetz gegen den «Separatismus in der Republik» an. Ärzten zum Beispiel soll es verboten werden, Jungfräulichkeits-Zertifikate auszustellen. Am 22. September will Macron seinen Entwurf in Lunel vorstellen: Aus der Kleinstadt in Südfrankreich sind zwanzig Jugendliche in den Dschihad nach Syrien gezogen.

Reicht das aus, um den schleichenden Sieg des islamischen Radikalismus wirklich aufzuhalten? Unter den Franzosen wächst der Zweifel. Bis 2022 ist es nicht mehr weit.

Aufstand im Newsroom

Im letzten November ging der für 70 Millionen Franken gebaute Newsroom des Schweizer Fernsehens in Betrieb. In diesem Kosmos von 500 Arbeitsplätzen werden nicht nur «Tagesschau», «10 vor 10» und «Schweiz aktuell» produziert – hier prallen auch zwei Welten aufeinander, nämlich die klassischen Fernsehjournalisten mit ihren Schreibblöcken und ihren Vorstellungen von relevanten Geschichten. Und die digital denkenden Online-Journalisten mit ihrem Gespür für die zu erkämpfenden Klicks. Dieser eigentlich normale Kulturkampf zwischen dem Heute und dem Morgen führte am Leutschenbach jetzt zu einem heftigen Erdbeben. 29 unzufriedene Fernsehmitarbeiter rühmten sich in einem Schreiben an ihre Vorgesetzten als «kritisch», «engagiert» und «leistungsbereit». Doch sie leiden öffentlich unter Kompetenzgerangel um die besseren Geschichten, der Einschränkung der Gestaltungsfreiheit und dem Abwürgen ihrer glanzvollen Ideen. Die Digital-Journalisten hingegen wollen mehr Tempo, mehr Boulevard, mehr Follower. Ihnen liegen die Gesetze des Marktes, die Bedürfnisse des Publikums und die Quoten näher. Das Problem des SRF-Newsrooms liegt nicht am Newsroom, sondern an dessen Führung. Beim Schweizer Fernsehen gibt es zu wenig durchsetzungsfähige Chefs, dafür zu viele blasse Apparatschiks. (mō)

VALUES WORTH SHARING

«Unsere Familie investiert langfristig – seit 1136.»

S.D. Prinz Philipp von und zu Liechtenstein, LGT Chairman seit 1990



Private Banking

lgt.ch/values

Papa, bist du ein Idiot?

Unser Autor wird angefeindet, weil er die Corona-Massnahmen der Behörden kritisierte. Hier erzählt er, wie er unsere aufgeregte Welt durch die Augen seines Sohnes zu sehen lernte.

Marco Rima

Mein Sohn Luca ist acht Jahre alt. Er besucht die zweite Klasse und ist langsam. Das heisst, er ist nicht wirklich langsam. Er lässt sich einfach durch nichts und niemanden aus der Ruhe bringen. Zeitdruck ist für ihn ein Fremdwort. Er legt Wert auf Selbstbestimmung und verlangt von der Familie, das zu akzeptieren, was ihm wichtig erscheint und was nicht.

Eine Schnecke zum Beispiel, die seinen Schulweg kreuzt, verdient seiner Meinung nach mehr Aufmerksamkeit als der Umstand, pünktlich zur Schule zu kommen. Dann hockt er sich hin, betrachtet das Tier von allen Seiten, nimmt es für weitere Untersuchungen in die Hand und freut sich des Lebens.

Oft der Erste

So geschehen vor einigen Tagen, als ich ihn zur Schule begleitete. Nachdem er zum dritten Mal die Schnecke durch seine Hände hatte gleiten lassen, platzte mir der Kragen: «Luca, du bist so langsam.»

Er schaute mich mit seinen grossen, blauen Augen verwundert an, legte die Schnecke vorsichtig auf den Bordstein zurück, stand auf und liess seinen Blick für einen Moment in die Ferne schweifen. Dann holte er tief Luft und seufzte mitleidig: «Papa, ich bin nicht langsam! Ich genieße das Leben.»

Ich war perplex. Und wie ich noch darüber nachdachte, was mir mein Achtjähriger eben gesagt hatte, griff Luca nach meiner Hand und forderte mich auf, weiterzugehen. «Wir kommen sonst zu spät, Papa!»

Ein Glücksgefühl durchströmte mich. Wie heisst es in der Bibel: «Die Letzten werden die Ersten sein.» Mein Sohn, dachte ich, wird mit seiner Lebenseinstellung wohl oft der Erste sein.

«Luca, du bist vielleicht ein Held!»

«Papa!?»

«Ja?»

«Bist du eigentlich ein Held?»

Ich musste schmunzeln. «Nun», entgegnete ich ihm, «es ist alles eine Frage der Sichtweise. Sehr oft werden Helden als muskelbepackte

Kämpfer dargestellt. Denk zum Beispiel an Superman oder Wilhelm Tell.»

Lucas Kommentar kam wie aus der Kanone geschossen: «Dann bist du kein Held!»

Ich schaute ihn verdutzt an. «Wieso soll ich kein Held sein?»

«Weil du dick bist, Papa.»

«Ich bin nicht dick,» erwiderte ich unwirsch, «ich lebe einfach auf dem falschen Planeten.



«Querdenker braucht das Land»: Komiker Rima mit Sohn Luca.

Auf dem Mars würde ich nur drei Achtel meines Gewichts wiegen. Also 37,5 Kilogramm.»

«Wie? Du bist echt 100 Kilo schwer, Papa?»

Ich staunte, wie gut mein Sohn schon rechnen konnte, obwohl er oft zu spät zur Schule kommt. Dann legte er nach: «Und warum bist du ein Idiot?»

Ich schnappte nach Luft. «Wer sagt das?»

Luca griff wieder nach der Schnecke. «Der Papa von Jonas. Und du bist ein Aluhut-Träger und eine Schwuchtel.»

Ich war schockiert. «Nein, Luca, da hast du bestimmt etwas falsch verstanden.»

Er dachte nach: «Vielleicht ein Schrauber?»

Ich begriff: «Du meinst <Schwurbler?» Er nickte und legte die Schnecke zurück ins Gras. «Nein, das bin ich alles nicht – aber ja, Luca,

ich bin ein Idiot! Weisst du, Jonas' Papa hat mir, ohne es zu wissen, ein Kompliment gemacht. Das Wort Idiot leitet sich aus dem altgriechischen *idiotes* ab. Ein *idiotes* war eine Person, die sich aus öffentlichen und politischen Angelegenheiten heraushielt. Der *idiotes* war ein Querdenker. Und Querdenker braucht das Land. Sie stossen Türen auf und regen zum Nachdenken an.»

Gipfeli am Ägerisee

Luca schien das wenig zu interessieren. Er zerrte an meiner Hand. Ich folgte ihm. «Aber Papa? Wenn ich bei Jonas zum Mittagessen bin, dann sagt Jonas' Mama manchmal zu Jonas' Papa, dass er ein Vollidiot ist. Ein Vollpfosten. Und dann ist sie richtig sauer auf ihn. Aber wenn er doch so wichtig ist für unser Land, warum sagt sie ihm das denn so böse?»

Ich freute mich diebisch. «Jonas' Mama bezieht sich in diesem Falle auf die lateinische Interpretation des Wortes *idiota*. Und der *idiota* ist tatsächlich ein Vollpfosten, eine Dumpfbacke oder ein bekloppter Blödmann!»

Während Luca nachdachte, verspürte ich eine gewisse Genugtuung. Ich hatte es Jonas' Papa, diesem geistigen Tiefflieger, heimgezahlt. Luca blieb wieder stehen. «Aber gell, gut, dass du der Grieche bist.» Wir lachten laut.

Luca verpasste an diesem Morgen den Unterricht. Ich hatte mich entschlossen, das Leben mit meinem Kleinen noch etwas zu geniessen. Wir kauften beim Bäcker zwei Gipfeli und setzten uns ans Ufer des Ägerisees.

«Papa?»

«Ja, Luca?»

«Mama hat heute morgen zu mir gesagt, dass ich manchmal ein ganz lustiger Vogel bin.»

Ich lächelte: «Das stimmt überhaupt nicht, mein Spatz!»

Lucas Blick schweifte über den See. Und dann lachte er plötzlich von ganzem Herzen.

Marco Rima lebt mit seiner Familie am Ägerisee und tritt im ganzen deutschsprachigen Raum erfolgreich als Schauspieler und Kabarettist auf.

Rückkehr der Heizpilze

Was geht und was nicht geht, darüber entscheiden Ordnungsämter und Polizeistellen.



Im «Alten Krug» in Dahlem, einem traditionsreichen Berliner Biergarten, ist die «alte Normalität» wieder da. «Private Feiern im Innenbereich mit bis zu 150 Personen und unter freiem Himmel im Aussenbereich mit bis zu 200 Personen [sind] wieder erlaubt»; neben Klassikern wie dem Schweineschnitzel «Wiener Art, in der Pfanne gebraten, mit knusprigen Bratkartoffeln», der gebratenen Kalbsleber «Berliner Art, mit Apfelscheiben, Schmorzwiebeln und hausgemachtem Kartoffelpüree» bietet die Küche saisonale Spezialitäten an – frische Pfifferlinge «nach traditioneller Art, mit Speck, Zwiebeln und Petersilie, dazu Petersilienkartoffeln». Nur die Mund-Nasen-Masken der Bedienungen erinnern daran, dass die Corona-Tage noch nicht vorbei sind. «Gelobt sei der Herr!», möchte man rufen und dem Robert-Koch-Institut danken, das uns mit täglichen Wasserstandsmeldungen über die Zahl der Neuinfektionen, der Verstorbenen und der Genesenen professionell durch die Krise geführt hat. Und natürlich unserer Regierung unter Kanzlerin Merkel, der nun 60 bis 80 Prozent aller Deutschen bescheinigen, sie habe alles richtig gemacht. Vor allem im Vergleich mit Frankreich, Italien oder Spanien, die nicht so gut «davongekommen» sind, weil sie eben nicht so gut regiert werden wie wir.

Trotzdem – die Angst vor einem zweiten Lockdown, der drohen könnte, wenn es demnächst kälter wird und Aktivitäten aus dem Aussenbereich in den Innenbereich verlegt werden müssen, lässt sich nicht wegreden. Proaktiv fordern Gastwirte die Zulassung der umweltschädlichen und deswegen verbotenen Heizpilze, damit sie ihre Gäste «auch im Herbst und Winter draussen

platzieren können und Abstand gehalten werden kann». So eine Entscheidung darf man nicht dem einzelnen Gastwirt überlassen, es muss eine bundesweite Regelung gefunden werden. Man lehne zwar «aus klima- und umweltpolitischen Gründen» den Betrieb von Heizpilzen im Aussenbereich ab, erklärte Grünen-Fraktionschef Anton Hofreiter, sei aber angesichts der «speziellen Ausnahmesituation und mit Blick

«Deutsch sein bedeutet eine Sache um ihrer selbst willen tun», das wusste schon Richard Wagner.

auf den Gesundheitsschutz dafür», das Verbot «zeitlich befristet auszusetzen». Besser wäre es natürlich, so Hofreiter, wenn statt der Heizpilze «andere Optionen wie Überdachungen, Zelte und Decken zum Zuge» kämen.

Das Schöne an solchen Verlautbarungen ist, dass niemand über sie lacht. Es hat auch niemand gelacht, als Landwirtschaftsministerin Julia Klöckner vor kurzem bekanntgab, sie plane eine Verordnung, die Hundehalter verpflichte, jedem Hund «mindestens zweimal täglich für insgesamt mindestens eine Stunde Auslauf im Freien ausserhalb eines Zwingers» zu geben. Auf die Frage, wer die Umsetzung der «Gassi-Regel» kontrollieren sollte, antwortete eine Sprecherin der Ministerin, dafür seien «die Behörden der Bundesländer» zuständig. Sie würden aber «nicht bei jedem Hundebesitzer klingeln und fragen, ob er schon mit dem Hund draussen war». Wozu werden Vorschriften erlassen, die

nicht durchsetzbar sind? Weil «Deutsch sein bedeutet eine Sache um ihrer selbst willen tun», das wusste schon Richard Wagner.

Es fällt schwer, in diesen verwirrten Zeiten die Fassung zu bewahren. Allein das Wort «Hygiene-Konzept» weckt Assoziationen, die zum Reichsgesundheitsamt im Dritten Reich führen. Wer heute ein Strassenfest, einen Kammermusikabend oder einen Lichtbildervortrag organisieren will, muss ein «Hygiene-Konzept» vorlegen, das dem Veranstalter hellseherische Fähigkeiten abverlangt. Was geht und was nicht geht, darüber entscheiden Ordnungsämter und Polizeistellen. Eine Demo gegen die Corona-Massnahmen der Regierung in München am letzten Wochenende musste abgebrochen werden, weil statt der angekündigten 5000 Teilnehmer doppelt so viele gekommen waren. Obwohl keine Reichskriegsflaggen mitgeführt und keine Rechtsradikalen gesichtet wurden, nahm die Polizei über 120 Anzeigen auf. Die meisten betrafen Demo-Teilnehmer, die keinen Mund-Nasen-Schutz trugen, im Polizeijargon MNS genannt. So wird das Demonstrationsrecht ausgehöhlt und der MNS zu einem Mittel der Disziplinierung.

Widerstand leisten nur Arbeitnehmer, die ins Home-Office verbannt wurden und deswegen den Anspruch auf eine Pendlerpauschale von 30 Cent pro Kilometer verloren haben. Die möchten lieber gestern als morgen zurück in ihre Büros, und wenn sie dafür den ganzen Tag mit einem MNS herumlaufen müssen. Wie die Bedienungen im «Alten Krug» in Berlin-Dahlem.

Wer sucht, der findet

Nr. 37 – «Trump's Wiederwahl ist das Beste, was der Welt passieren kann» Urs Gehrigler zu den US-Wahlen

Urs Gehrigler findet das Gute und Wertvolle in Trump. Toll, die Verdienste von Trump, wie die Sorge um Minderheiten; darum braucht es eine Mauer zu Mexiko. Und die Friedensförderung durch gezielte Morde und Fake News, da fühlen wir uns in der Welt gleich viel sicherer. Auf jeden Fall hat es dieser Bericht auf die Titelseite der *Weltwoche* gebracht, und es fällt uns nun leichter, unseren Kindern beizubringen, wie wichtig es ist, nicht zu lügen und Versprechen einzuhalten

Patrick Baumann, Maur

Neutral, wehrkräftig

Nr. 37 – «Krieg und Frieden»
Leitartikel von Roger Köppel

Ich freue mich jede Woche auf die neue Ausgabe der *Weltwoche*. Ich bin begeistert und dankbar, mir in diesen von Corona und manchen anderen Gefahren belasteten Zeiten einen so staatsmännisch durchdachten und geschriebenen Artikel zu Gemüte führen zu können. Es lebe unsere neutrale, aber wehrkräftige Heimat!

René M. Levkowitz, Forch

Geschichtsklitterung

Nr. 37 – «Schweizer Bildersturm in Washington»
Christoph Mörgeli über Botschafter Jacques Pitteloud

Grundsätzlich frage ich mich, was fremde Generäle oder andere Persönlichkeiten des jeweiligen Gastlandes in einer Schweizer

Botschaft zu suchen haben. Dass ein Schweizer die Porträts vor ungefähr 150 Jahren gemalt hatte wie im Fall Washington, kann ja wohl kaum als Begründung taugen. Der Bezug zur modischen Unsitte, Helden vom Sockel zu stossen, nur weil sie dem gerade opportunen Zeitgeist nicht passen, oder nachträglich einen *Tolggen* in ihrem Verhalten zu finden, damit man sie aus der Geschichte tilgen kann, scheint mir gar weit hergeholt. Erinnern wir doch daran, dass nachträgliche Geschichtsklitterung und Mythenzerstörung durch zeitgeistige Historiker in der Schweiz seit je unschöne Tradition, ja Methode hat. Man zeichnet – und vermittelt in den Schulen – beliebig nach politischem Gusto sein eigenes Geschichtsbild. Und zerstört damit unsere Wurzeln. Das geht bis zu dem regelmässig auftauchenden Unsinn, dem Ruf nach einer politisch korrekten neuen Landeshymne.

Hans Rechsteiner, Eggenwil

Damoklesschwert

Nr. 37 – «Shutdown nach Salamtaktik»
Beat Gygi über die Corona-Politik

Die Quarantäne, der Hausarrest für Gesunde, hängt wie ein Damoklesschwert über uns allen. Vielleicht erhalte ich heute oder morgen einen Anruf des kantonalen Tracing-Teams mit der zwingend zu befolgenden Aufforderung, mich sofort in Quarantäne zu begeben, weil ich mich irgendwo aufhielt, wo jemand war, der inzwischen positiv getestet worden ist. Wer die Person ist, erfahre ich nicht – Datenschutz! – und kann somit auch nicht beurteilen, ob ich ihr tatsächlich nahe gekommen bin und ob wirk-

lich eine Ansteckungsmöglichkeit bestand. Dass ich nun meine schon lange geplanten Familienferien, eine für mein Geschäft entscheidende Besprechung oder eine wichtige berufliche Tätigkeit unvermittelt abschreiben muss, interessiert niemanden. In der grossen Mehrzahl werden die quarantänepflichtigen Personen nicht krank, ja nicht einmal positiv im Virustest. Angesichts der zunehmenden Fallzahlen wird die Anzahl der quarantänepflichtigen Personen und damit das Problem des «Shutdowns auf Raten» noch massiv zunehmen.

Dr. med. Peter E. Bleuler, Zollikon

Quelle der Vernunft

Zum neuen Erscheinungsbild der *Weltwoche*

Ich gratuliere zum äusserst gut gelungenen Layout und vor allem zum erweiterten Inhalt wie Kunst und Literatur, zu den tollen Interviews mit interessanten Persönlichkeiten, die ausserhalb des Alltags stehen. Die *Weltwoche* ist ein absoluter Lichtblick und mit all den aktuellen Artikeln eine Quelle der Vernunft in einer Welt, wo sonst der Mainstream schon pathologische Symptome der Entwertung der Meinungsfreiheit hervorbringt.

Alexander Maresca, Dornach

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Darüber hinaus muss er sich auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Mike Shiva (1964–2020)

Dreimal habe ich über Mike Shiva geschrieben, den bunten Hund unter den Wahrsagern, das ist jetzt das vierte und das letzte Mal. Es sei denn, dass man sich irgendwann im Himmel trifft, es dort Zeitungen gibt und Mike «Chärtli leggt» und den Verstorbenen sagt, wie es weitergehen könnte.

Auf Erden war er ein Seelentröster der Verzweifelten, der Ratlosen und der Zögerlichen. Meist für Fr. 4.50 die Minute, oder in einem Zirkuswagen. Er selbst war ein Vagabund, in eine Zirkusfamilie hineingeboren, der immer wieder die Sesshaftigkeit versuchte, an ihr scheiterte und dann flüchtete in seinen Tabbert-Wohnwagen. Erstens, hat er einmal gesagt, fühle er sich dann frei, befreit, und zweitens könnten ihm die Gerichtsvollzieher nichts zustellen.

Mike konnte nur Tarotkarten in den Händen halten, Geld nicht. Sein Verhältnis zu Geld war eines der grandiosen Ignoranz. Hatte er welches, gab er es aus für Gucci-Sonnenbrillen, Gucci-Kleider, Hundefutter, Wohnungen, wie in Basel, in denen ungefähr sieben Luxuswohnwagen Platz haben. Wenn er kein Geld hatte, gab er es aus, als ob er Geld hätte. Das konnte er tatsächlich.

Keiner sah in das Dunkel

Vor seiner letzten Reise verreiste er fast nie. «Mich interessiert wenig», ist ein Satz von ihm. «Ich lese wenig, gehe zu keinen Konzerten. Ich fühle mich wohl, wenn ich bei mir bin. Träume habe ich im Grunde keine. Auch nicht abends, wenn ich im Bett liege. Da schaue ich Fernsehen. Und dann schlafe ich ein, mit der Fernsteuerung in der Hand, Handy auf der Bettdecke und mit der Brille auf dem Kopf.»

Er war nicht allein im Bett, Chocolat lag bei ihm, sein Toypudel. Er hatte ihn vor sieben Jahren im Internet gefunden, eine deutsche Adresse, er reiste hin, dann fand der Hund ihn. Zwei Seelen, ein Karma, sechs Beine, ein Schicksal.

Chocolat starb Anfang dieses Jahres, unvermittelt, kein Tod auf Raten, keiner, der vorhersagbar gewesen wäre. Chocolat hatte einen Hirntumor, Mike musste ihn einschläfern lassen, und es schien, dass er danach selbst nie mehr richtig wach wurde. Er erkrankte selbst



Zwei Seelen, ein Karma: Mike Shiva mit Pudel Chocolat.

an einem Hirntumor, ein Darmtumor kam noch hinzu. Er behielt es für sich und war weiter, so gut es ging, Mike Shiva, der Wahrsager, der Massenhypnotiseur, der Theologe jener, für die Gott oder das Leben keine Antworten

gaben. Keiner sah in das Dunkel des Hellsehers.

Mike sah seinen Tod erst, als dieser schon nach ihm gegriffen hatte. «Ich kann den Tod nicht hellsehen, weil ich keine Zeit und keinen Raum voraus-sagen kann.» Was Mike konnte, war, sich in andere Seelen hineinzusetzen, sie zu lesen und vielleicht ein wenig am Leben zu erhalten. Er nannte es «übersinnliche» Wahrnehmungen.

Herz, Humor und Weitsicht

Eine Zeitlang gingen wir regelmässig Kaffee trinken. Mike hatte eine Kolumne in der *BaZ*. Anhand eines Fotos und des Geburtsdatums erhellte er den Charakter von Prominenten. Er schloss dann kurz die Augen und fing an wahrzusagen, ich schrieb alles auf, und sein Hund ass eine Cremeschnitte oder so was. Danach lief er alleine nach Hause, den schwer gewordenen Hund auf dem Arm, ein kleiner, etwas rund-

licher Mann mit grossem Herzen, Humor und, ja, Weitsicht. Ein Satz kommt mir in den Sinn: «Ich kenne keine Einsamkeit.» Menschen, die unglücklich gelebt haben, sagen solche Sätze nicht. *Michael Bahnerth*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Schweiz 2040: Baubranche blickt in die Zukunft

Ab Montag, 21. September, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 28. September, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z



und unter:
www.fokus-kmu.tv

Rentengeschenke für Zuwanderer

Die Teilnahme an der Schweizer Altersvorsorge würde einen Eintrittspreis rechtfertigen.



Mit Blick auf die Volksinitiative für eine massvolle Zuwanderung, auch Begrenzungsinitiative genannt, kommt oft die Frage auf, wie denn die Zuwanderung zu steuern sei, wenn man rationieren müsse. Im Initiativtext steht nur, dass die Schweiz die Zuwanderung von Ausländerinnen und Ausländern eigenständig regeln soll. Gegner der Initiative bringen meistens die Kontingentierung ins Spiel, wie sie in der Schweiz 1970 eingeführt und bis zur Ablösung durch die Personenfreizügigkeit mit der EU praktiziert wurde. Die NZZ beschrieb kürzlich dieses Regime der Saisonier-Kontingentierung und merkte an, dass die SVP, Urheberin der Begrenzungsinitiative, dieses System wohl als Bürokratiemonster bezeichnen würde, verbunden mit unverhältnismässigem Papierkrieg und einem Verteilungskampf unter den Nachfragern nach ausländischen Arbeitskräften.

Die Befürworter einer begrenzten Einwanderung sagen aber nicht, sie wollten wieder ein solches Kontingentierungssystem einführen. Abgesehen davon, dass die mit der Personenfreizügigkeit verbundenen flankierenden Massnahmen zum Lohnschutz ein Bürokratiemonster im Quadrat sind, muss man nicht nur an Mengenbeschränkungen, sondern auch an Eintrittspreisen denken. Martin Janssen, Ökonomieprofessor an der Universität Zürich und Vorsorgeexperte, hat kürzlich dargelegt, wie Zuwanderer das Sozialsystem netto belasten und dass dieses Minus zu korrigieren wäre. Nach seinen Angaben bedeutet ein Erwerbstätiger mit gut 85 000 Franken Jahreslohn, der während 45 Jahren in die AHV einzahlt und während

23 Jahren Rente bezieht, ein jährliches Defizit von 7000 Franken für dieses Sozialwerk. Anders gesagt: Für EU-Einwanderer ist das ein geschenkter Rentenanspruch in dieser Höhe. In der zweiten Säule macht der entsprechende Saldo 10 000 Franken pro Jahr aus. Es liegt im Interesse der Schweizer Bürger, dass Zuwanderer kostenneutral sind und diese Lücke selber schliessen, wenn sie Zutritt zum Vorsorgesystem begehren. Eine solche Abgabe würde zudem die Nachfrage nach diesen Arbeitskräften und damit den Rationierungsdruck dämpfen, vor allem bei niedrigeren Löhnen. Und schliesslich liegt es sicher im Interesse ausländischer Bürger, in der Schweiz nicht als Sozialprofiteure zu gelten.

UBS mit Credit Suisse?

Mit dem Titel «Projekt Signal» meldete das Onlineportal *Inside Paradeplatz* zu Wochenbeginn, dass Axel Weber, Verwaltungsratspräsident der UBS, eine Fusion seiner Bank mit der Credit Suisse plane. Der Deutsche wolle den grossen Wurf im Finanzsektor lancieren, einen neuen Bankriesen in Europa konstruieren, der es auch mit Asiaten und Amerikanern aufnehmen könne, und dann über 2022 hinaus Präsident bleiben. Was ist davon zu halten?

Die meisten Kommentare sehen einen solchen Deal als wenig realistisch an, etwa weil sich die zwei Banken zu ähnlich seien, weil zu viele Stellen abzubauen wären oder weil eine gewaltige Vergrösserung der Bilanz eine überproportionale Steigerung der Regulierungskosten brächte. Aber die Superbank aus UBS und Credit Suisse ist nicht einfach ein Hirn-

gespinst, die Idee wurde schon mehrfach aufgebracht, etwa von UBS-Chef Sergio Ermotti vor Jahren. Dieses Projekt war auf die Zusammenführung der Backoffice-Teile der beiden Banken ausgerichtet und hätte in der Informatik und bei maschinellen Prozessen grosse Einsparungen bringen sollen. Vielleicht soll dieser Ansatz jetzt wiederbelebt werden, auch wenn, wie immer, grosse Widerstände aufkommen, sobald der eine ins System des andern schauen will – und noch schlimmer: wenn der eine auf seinen alten Anlagen viel mehr abschreiben müsste als der andere und deshalb teurer wegst käme. Aus dieser Sicht könnte die UBS die geeignete Seite für ein Zusammenspannen sein, denn der neue CEO Ralph Hamers soll die Digitalisierung der UBS auf ein neues Niveau heben.

Gegen die Jungen

Der Ausflug mit dem Göttikind war ein Erfolg, es fand den Jahrmarkt toll, die Bahnen und vor allem auch den gasgefüllten Ballon aus Glitzerplastik, für den es etliche Minuten in der Schlange gestanden hatte. Gegen Ende des Ausflugs stellte sich dem Götti ein Problem: Er sah, wie sehr der Ballon dem Kind gefiel, wusste aber auch, dass dessen Eltern solche Sachen aus ihren Erziehungsgrundsätzen heraus strikt ablehnen. Was tun in diesem Interessenkonflikt? Der Weg zum Ausgang wurde so gewählt, dass man durch eine dichte Menschenmenge musste. Hier ein Stoss, da ein Rempeler, und plötzlich entflog der Ballon dem Kind in die Luft, zu dessen Leid und zur Entlastung des Göttis. Immer geht alles zu Lasten der jungen Generationen.

Die besten Gemeinden der Schweiz



Ist und bleibt ein Magnet: Zug.

Mit ihrer Lage, ihrer Kultur und Wirtschaft bietet die Stadt Zug praktisch alles, was das Herz begehrt.

Seite 46

Meggen und Lachen auf dem Siegerpodest zeigen: Investitionen in ein schönes Ortsbild zahlen sich aus.

Seite 48

«Die Anziehungskraft der Grosszentren für Jobsuchende wird sich durchsetzen.» Donato Scognamiglio.

Seite 49

Lebensqualität am See

Zug hat im grossen *Weltwoche*-Gemeinderating den Sprung an die Spitze geschafft, dank günstigen Steuern, attraktivem Naherholungsgebiet und auch umsichtiger Führung in der Corona-Krise.

Carmen Schirm-Gasser

In Zeiten wie der Corona-Pandemie zeigt sich, was es heisst, eine politische Gemeinde zu führen. Die Behörden waren 2020 gefordert wie noch selten, das Vertrauen und das Leben im Ort nach bestem Wissen und Können aufrechtzuerhalten, so auch am 1. August bei den Bundesfeiern. In vielen Gemeinden und Städten haben Politiker und Verwaltung die Zusammenkünfte aus Angst vor Corona abgesagt, zum Teil in hektischer Nervosität im letzten Augenblick. Nicht jedoch in der Stadt Zug. Dort fand man eine innovative Lösung: Auf 45 Standorte verteilt, fanden kleine Quartierkonzerte statt. So vernahmen dann am 1. August die Bürger an allen Ecken und Enden Musik – hier eine Ländlerkapelle, dort eine Blasmusikformation, da eine Jazz- oder eine Popband.

Magnet für Unternehmen und Reiche

Die Idee kam gut an, bei den Einwohnern ebenso wie bei den Künstlern, der jüngste Musiker war elf, der älteste achtzig Jahre alt. Nach längerem Auftrittsverbot hatten sie endlich wieder eine Bühne. Dies war eine von mehreren Aktionen, die man sich in Zug hatte einfallen lassen, um die negativen Corona-Effekte abzufedern. So erhielt auch jeder Bürger einen Hundert-Franken-Einkaufsgutschein, um den Detailhandel im Ort anzukurbeln. Drei Millionen Franken liess man sich diese Aktion kosten. Damit nicht genug: Mit einem Corona-Fonds in Höhe von zehn Millionen Franken werden Betriebe in der Region, etwa aus Kultur und Sport, unterstützt. Einen Zuschuss soll auch das Kunsthaus erhalten, das durch Umtriebe und Ausfälle im Shutdown in einen finanziellen Engpass geraten war.

«In ausserordentlichen Zeiten muss antizyklisch gehandelt werden», sagt Karl Kobelt, Stadtpräsident von Zug. «Wir versuchen, die Wirtschaft zu unterstützen, indem wir die Bautätigkeit hoch halten, Zahlungen frühzeitig auslösen, damit die Liquidität erhalten bleibt, und wir versuchen, Investitionen voranzutreiben anstatt zurückzustellen.» Möglich sind diese Massnahmen vor allem dank einem bequemen Finanzpolster. Vergangenes Jahr wurde die Stadt Zug von einigen sehr hohen zusätz-



Bequemes Finanzpolster: Strandbad Zug.

lichen Steuererträgen überrascht und schloss mit einem Ertragsüberschuss von 77 Millionen Franken ab. Dies, nachdem bereits die vorangegangenen zwei Jahre jeweils 36 Millionen Franken Ertragsüberschuss gebracht hatten. Zug ist und bleibt ein Magnet. Speziell Unternehmen und vermögende Privatpersonen lassen sich gerne dort nieder. In den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren rechnet man mit einer Zunahme von 10 000 Einwohnern. Mit rekord-

In den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren rechnet man mit einer Zunahme von 10 000 Einwohnern.

tiefen Steuern, einer schönen Lage am See, einem attraktiven Naherholungsgebiet und guten Verkehrsanschlüssen zu grösseren Zentren bietet Zug praktisch alles, was das Herz begehrt.

Wen wundert es da, dass die Stadt Zug auf Platz eins des diesjährigen Gemeinderatings liegt? In dieser grössten und umfangreichsten Untersuchung des politischen Mosaiks in der Schweiz hat Zug den Sieg errungen. Landesweit haben wir die Gemeinden anhand von quanti-

tativen Kriterien, die aus öffentlichen Statistiken stammen, unter die Lupe genommen und bewertet. Das Rating zeigt auf, wo die Lebensqualität hoch und die Jobaussichten gut sind, wo Freizeitangebote und Einkaufsmöglichkeiten vorhanden und die Infrastrukturen ausgebaut sind. Eingehend untersucht wurden alle Gemeinden der Schweiz mit mehr als 2000 Einwohnern, dieses Jahr 933 an der Zahl. Diese wurden anhand von fünfzig Faktoren bewertet, etwa betreffend die Entwicklung der Immobilienpreise, Steuern, Sicherheit, Zusammensetzung der Bevölkerung und vieles mehr. Die Ergebnisse wurden in sechs Kategorien gegliedert und zusammengefasst (konkret heisst das: Arbeitsmarkt, Wohnen, Steuern, Bevölkerungsstruktur, Erreichbarkeit, Versorgung, Sicherheit).

Das Ergebnis an der Spitze im Detail: Zug ZG liegt auf Rang eins, vor Meggen LU auf Rang zwei und Lachen SZ auf Rang drei. Glückwunsch! Die Gewinner liegen im Umkreis der Innerschweiz, aber insgesamt vermögen alle Regionen der Schweiz in diesem Wettbewerb mitzuhalten. In den Top 10 fällt auf, dass nicht einzelne Kantone dominieren. Vielmehr schafften es Gemeinden aus verschiedenen Kantonen ganz nach vorne,

Die 100 attraktivsten Gemeinden der Schweiz

Rang 2020	Rang 2019	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Wohnen	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
1	3	ZG	Zug	171	2	152	2	74	182	489
2	2	LU	Meggen	22	7	40	31	476	112	349
3	8	SZ	Lachen	50	26	268	15	76	176	335
4	6	ZH	Meilen	100	42	35	20	350	209	112
5	22	ZH	Uetikon am See	325	33	83	40	423	138	112
6	5	ZH	Pfäffikon	117	54	200	132	39	49	386
7	57	NW	Stans	23	39	395	97	361	65	134
8	15	ZH	Männedorf	95	71	46	62	415	40	112
9	1	ZH	Zollikon	24	93	76	34	42	269	112
10	14	ZG	Risch	245	6	165	5	460	202	489
11	7	ZG	Cham	348	1	122	5	390	270	489
12	10	ZG	Baar	186	3	177	1	172	602	489
13	35	BL	Arlesheim	46	50	240	358	79	286	185
14	17	ZG	Unterägeri	309	10	53	7	546	210	489
15	27	SZ	Altendorf	57	28	100	15	113	826	335
16	12	BL	Binningen	209	14	223	373	29	571	185
17	9	ZH	Dübendorf	55	40	217	71	25	353	629
18	18	ZH	Bonstetten	94	48	57	123	300	447	282
19	16	ZH	Thalwil	536	11	273	37	122	277	433
20	37	SZ	Ingenbohl	33	17	355	49	564	156	481
21	4	ZH	Rüschlikon	729	25	8	27	31	375	433
22	24	ZH	Herrliberg	183	32	93	23	287	845	112
23	20	ZH	Wallisellen	63	8	335	57	13	471	855
24	44	ZH	Rümlang	118	24	497	100	36	507	403
25	46	ZH	Dietlikon	8	34	371	54	63	235	855
26	25	ZH	Hombrechlikon	114	69	218	188	421	190	112
27	89	ZH	Hausen am Albis	177	30	34	149	540	461	282
28	21	ZH	Adliswil	220	19	482	70	26	540	433
29	32	ZH	Uster	252	45	275	104	68	198	629
30	91	ZH	Otelfingen	221	15	51	98	236	848	403
31	23	ZH	Zürich	54	37	426	174	1	136	896
32	70	ZH	Greifensee	200	23	226	45	209	560	629
33	59	ZH	Andelfingen	116	100	145	162	355	55	303
33	54	ZH	Gossau	402	29	130	188	225	299	602
35	42	ZG	Hünenberg	70	13	106	12	601	783	489
36	118	ZH	Kilchberg	682	74	10	19	13	373	433
37	45	ZH	Opfikon	30	9	597	57	22	620	855
38	96	ZH	Henggart	214	43	283	104	165	797	303
39	76	AG	Ennetbaden	65	104	60	265	228	285	359
40	11	ZH	Uitikon	14	117	13	34	15	345	717
41	41	ZH	Oberrieden	624	18	118	39	186	748	433
42	13	AG	Oberwil-Lieli	293	68	5	44	430	856	97
43	36	BL	Oberwil	438	35	309	380	198	547	185
44	48	ZH	Horgen	435	61	271	32	464	185	433
45	50	ZH	Richterswil	688	41	164	104	302	339	433
46	52	ZH	Wetzikon	163	65	731	188	32	92	602
47	107	ZG	Neuheim	502	4	23	10	659	745	489
48	86	ZH	Urdorf	104	36	321	172	69	745	717
49	30	ZH	Unterengstringen	480	16	264	82	142	655	717
50	97	NW	Hergiswil	92	119	199	17	555	315	134

Rang 2020	Rang 2019	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Wohnen	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
51	58	ZH	Illnau-Effretikon	137	85	557	142	188	246	386
52	42	ZG	Oberägeri	383	5	95	7	713	772	489
53	34	BL	Reinach	218	66	396	457	247	349	185
54	67	ZH	Bassersdorf	105	31	375	104	119	669	855
55	101	BL	Allschwil	335	55	408	521	36	519	185
56	167	SG	Rapperswil-Jona	146	122	403	192	75	248	273
57	81	ZG	Menzingen	269	12	373	14	503	817	489
58	26	ZH	Stäfa	296	136	240	46	356	179	112
59	159	SZ	Galgenen	469	60	259	33	258	656	335
60	59	ZH	Dürnten	379	51	404	162	166	392	602
61	152	ZH	Schlieren	210	20	897	142	9	464	717
62	39	TI	Collina d'Oro	477	44	3	86	344	673	644
63	79	ZH	Regensdorf	406	59	571	162	53	495	403
63	121	ZH	Niederweningen	728	46	59	104	547	379	403
65	88	ZH	Fällanden	625	91	104	62	40	335	629
66	62	LU	Horw	211	56	330	232	526	516	349
67	85	ZH	Lufingen	34	73	11	46	344	726	855
68	56	ZH	Lindau	140	131	183	162	265	307	386
69	126	ZH	Schwerzenbach	473	72	360	82	94	398	629
70	78	ZH	Winkel	74	47	112	23	513	710	855
71	75	SZ	Einsiedeln	36	199	215	80	125	201	123
72	74	VD	Aubonne	180	22	224	687	597	337	526
73	109	ZH	Hettlingen	156	90	86	71	146	676	739
74	145	SZ	Küssnacht	80	108	120	18	484	460	546
75	47	ZH	Wetzwil am Albis	355	101	16	42	334	750	282
76	108	GE	Carouge	248	96	432	212	6	43	897
77	120	LU	Luzern	67	38	732	380	172	162	931
78	104	ZH	Hittnau	144	129	179	208	231	404	386
79	40	ZH	Winterthur	164	97	646	223	18	89	739
80	100	SZ	Wollerau	9	148	168	9	377	409	400
81	165	ZH	Bubikon	382	132	72	123	115	239	602
82	93	TG	Münsterlingen	111	75	105	141	691	438	622
83	81	ZH	Affoltern am Albis	140	138	378	217	404	58	282
84	72	ZH	Wangen-Brüttis.	31	103	336	62	36	757	629
85	49	AG	Wettingen	672	63	476	256	127	390	359
86	195	BL	Biel-Benken	423	83	49	374	413	643	185
87	71	ZH	Weisslingen	5	139	133	100	305	606	386
88	102	VD	Puidoux	482	27	487	716	201	552	232
89	155	NW	Beckenried	260	127	124	29	754	387	134
90	171	ZH	Buchs	391	53	563	123	119	843	403
91	80	VD	Saint-Sulpice	128	105	6	575	167	537	513
92	63	ZH	Hinwil	406	102	500	172	128	168	602
93	53	VD	Lutry	328	173	43	585	46	57	232
94	55	AR	Teufen	10	169	173	285	715	61	94
95	68	ZH	Erlenbach	29	218	28	27	136	518	112
96	158	ZH	Obfelden	129	120	149	198	580	511	282
97	114	BL	Pratteln	317	67	798	533	148	360	243
98	73	ZH	Bülach	340	107	251	129	313	131	855
98	99	ZH	Volketswil	242	88	357	78	250	653	629
100	301	NW	Ennetmoos	340	79	215	90	667	865	134

QUELLE: IAZI

Untersucht wurden 933 Gemeinden mit über 2000 Einwohnern. Rang 1 ist die beste, Rang 933 die schlechteste Rangierung.

Steuern in der Tendenz am Sinken

Die niedrigsten Steuern für Singles

Kanton	Gemeinde	Steuern in %
SZ	Wollerau	6,41
ZG	Baar	7,29
NW	Hergiswil	9,16
LU	Meggen	9,73
ZH	Kilchberg	9,94

Die höchsten Steuern für Singles

Kanton	Gemeinde	Steuern in %
NE	Val-de-Travers	19,93
JU	Saignelégier	19,20
FR	Plaffeien	19,01
BE	Valbirse	18,87
SO	Luterbach	18,39

Immobilienpreise steigen unvermindert

Durchschn. Immobilienpreis-Steigerung über die letzten 3 Jahre

Stadt	Werte in %	Rang schweizweit
Basel	22,35	80
Luzern	21,29	94
Zürich	16,43	227
Bern	16,35	231
Biel	15,47	258
St. Gallen	14,05	304
Chur	11,97	393
Schaffhausen	11,48	410
Genf	5,54	673
Lugano	5,11	691

Wohneigentum bleibt begehrt

Aktuelle Preise für Wohneigentum, in Fr.

Stadt	4,5-Zimmer-Eigentumswohnung	5,5-Zimmer-Einfamilienhaus
Genf	1 825 000	2 646 000
Zürich	1 595 000	2 300 000
Basel	1 185 000	1 656 000
Luzern	1 112 000	1 557 000
Bern	1 002 000	1 378 000
Lugano	918 000	1 126 000
Chur	909 000	1 233 000
St. Gallen	811 000	1 101 000
Biel	706 000	950 000
Schaffhausen	667 000	885 000

Wohnbaudynamik ausserhalb der Zentren

Höchste durchschn. Wohnbautätigkeit über die letzten 5 Jahre

Rang *	Kanton	Gemeinde	Jährliche Wohnbautätigkeit in %
470	VD	Echandens	7,71
105	VD	Saint-Sulpice	6,61
789	TI	Serravalle	6,53
458	AG	Staufen	6,44
156	FR	Granges-Paccot	5,57

Niedrigste Wohnbautätigkeit

Rang *	Kanton	Gemeinde	Jährliche Wohnbautätigkeit in %
641	VD	Leysin	-0,16
237	ZG	Walchwil	-0,03
43	ZH	Henggart	0,02
185	FR	Freiburg	0,09
57	VD	Romanel-sur-Lausanne	0,12

* Rang Wohnen und Immobilien

Grosse Unterschiede im Wohlstand

Höchster Steuerertrag aus der direkten Bundessteuer, in Fr.

Rang	Kanton	Gemeinde	Steuerertrag pro Einwohner
1	GE	Anières	21 340
2	SZ	Feusisberg	12 460
4	VD	Mies	10 430
9	ZH	Zumikon	6 700
12	NW	Hergiswil	6 220

Niedrigster Steuerertrag

Rang	Kanton	Gemeinde	Steuerertrag pro Einwohner
933	BE	Eggiwil	220
932	LU	Escholzmatt-Marbach	240
929	VD	Chavannes-près-Renens	290
925	VS	Saxon	300
921	TI	Cadenazzo	320

Bevölkerungsdynamik ist dezentral

Stärkstes Bevölkerungswachstum über die letzten 3 Jahre

Rang	Kanton	Gemeinde	in %
1	VD	Saint-Sulpice	19,57
3	FR	Riaz	17,05
5	GE	Puplinge	16,31
6	ZH	Lufingen	15,88
7	AG	Lenzburg	15,41

Stärkste Bevölkerungsabnahme, je Kanton

Rang	Kanton	Gemeinde	in %
933	BE	Lauterbrunnen	-6,57
932	VD	Leysin	-6,01
931	LU	Hohenrain	-4,88
930	VS	Crans-Montana	-4,41
929	TI	Monteceneri	-3,69

darunter Gemeinden aus den Kantonen Zug, Luzern, Schwyz, Zürich und Nidwalden. Ähnlich ist das Bild bei den Top 100. Dort konnte sich der Kanton Basel-Landschaft behaupten, mit Arlesheim auf Platz dreizehn, der Kanton Aargau mit Ennetbaden auf Rang 39, der Kanton Sankt Gallen mit Rapperswil-Jona auf Rang 56 oder der Kanton Thurgau mit Münsterlingen auf Platz 82. Am Ende der Liste liegt Valbirse aus dem Kanton Bern, hinter dem letztjährigen Schlusslicht Mümliswil-Ramiswil im Kanton Solothurn.

Ein Blick auf Platz zwei mit Vorjahressiegerin Meggen und auf das drittplatzierte Lachen zeigt: Investitionen in ein schönes Ortsbild zahlen sich aus. Die 9000 Einwohner zählende Gemeinde Lachen am oberen Ende des Zürichsees, herausgeputzt und sauber, wurde in den letzten drei Jahren quasi entschleunigt. Im Dorfzentrum gilt Tempo 20/30, es wurde eine Umfahrungsstrasse gebaut, im neugepflasterten

Dorfkern wurden Begegnungszonen erstellt. «Der Verkehr ging teilweise um 90 Prozent zurück», sagt Emil Woodtli, Gemeindepräsident von Lachen. «Gleichzeitig nahm der Langsamverkehr, zu dem Fussgänger und Fahrradfahrer zählen, zu.» Auch Emil Woodtli selbst, von Beruf Bauingenieur, fährt mittlerweile nach Möglichkeit mit dem Velo zur Gemeindeverwaltung.

Verschönerung ohne Steuererhöhung

Zehn Abstimmungen an der Urne in acht Jahren benötigte es, bis das Investitionspaket, in das auch Kanton und Bund einzahlen, von der Bevölkerung angenommen wurde. «Nicht jeder war ursprünglich einverstanden», sagt Emil Woodtli. Es habe einiges an Überzeugungsarbeit benötigt sowie Korrekturen am Projekt. Heute seien die Kritiker weitgehend verstummt. Die meisten Einwohner schätzten die Vorteile der Fortsetzung Seite 50

Regionale Unterschiede bei Sozialabgabenlast

Am wenigsten Sozialhilfeempfänger pro 1000 Einwohner

Rang	Kanton	Gemeinde	in Promille
1	NW	Oberdorf	0,19
2	AI	Rüte	0,19
3	LU	Schenkon	0,20
4	VS	Lens	0,21
5	GR	Vaz/Obervaz	0,22

Am meisten Sozialhilfeempfänger pro 1000 Einwohner

Rang	Kanton	Gemeinde	in Promille
933	GE	Genf	14,6
932	NE	La Chaux-de-Fonds	11,6
931	BE	Brügg	11,0
923	SO	Trimbach	8,8
910	TI	Chiasso	7,7

«Ländliche Gemeinden werden profitieren»

Immobilienexperte Donato Scognamiglio hält einen Crash am Häusermarkt aufgrund von Corona für unwahrscheinlich.

Weltwoche: Gibt es im Immobiliensektor einen Corona-Effekt?

Donato Scognamiglio: Im Bereich von Eigenheimen ist kein Corona-Effekt spürbar. Dank tiefer Zinsen bleiben Einfamilienhäuser und Eigentumswohnungen begehrt. Heftig hingegen haben die Börsenkurse der kotierten Immobiliengesellschaften reagiert. Die Notierungen sind zu Beginn der Krise regelrecht eingebrochen und haben sich in der Zwischenzeit zu einem gewissen Teil wieder erholt. Stark betroffen sind kommerziell genutzte Liegenschaften beziehungsweise deren Eigentümer. Geschäfte, die während des erzwungenen Shutdowns keine Umsätze erzielen konnten, hatten oft Mühe, ihre Miete zu zahlen. Die von Bundesbern geplanten Mietzinsersasse von rund 60 Prozent werden den Wert dieser Liegenschaften kaum ansteigen lassen.

Weltwoche: Gibt es im Ausland Epidemie-Auswirkungen, die wir in der Schweiz vielleicht auch sehen werden?

Donato Scognamiglio: Die Zahl der Immobilientransaktionen fiel beispielsweise in der Stadt New York um über 50 Prozent, und der mittlere Preis sank im Vergleich zum Vorjahr um fast 20 Prozent – der stärkste Rückgang seit Jahrzehnten. In Schweizer Städten werden wir hoffentlich nicht die gleichen Korrekturen erleben, doch tendenziell werden auch hierzulande Objekte in ländlichen Gemeinden profitieren. Wer kann, «bleibt zu Hause», das heisst, er meidet überfüllte Züge und Zentren, arbeitet vermehrt im Home-Office und pflegt seinen Garten.

Weltwoche: Treibt Corona die Menschen also aus den Städten aufs Land?

Donato Scognamiglio: Die Schweizer Zentren wachsen primär durch die Zuwanderung. Die Anziehungskraft der Schweizer Grosszentren für Jobsuchende wird sich längerfristig gegen den durch Corona ausgelösten Dämpfer durchsetzen. Den Trend, aufs Land zu ziehen, gibt es schon seit Jahren, dies nicht primär wegen der derzeitigen Pandemie, sondern ausgelöst durch die hohen Immobilienpreise in den begehrten Zentren. Eine Zürcher Familie kann



«Das Häuschen im Grünen bleibt begehrt»: Donato Scognamiglio.

sich heute höchstens noch ein Objekt im Kanton Aargau oder Thurgau leisten.

Weltwoche: Lassen sich die langfristigen Corona-Auswirkungen auf den Immobiliensektor abschätzen?

Donato Scognamiglio: Wir gehen davon aus, dass wir mit dem Virus leben müssen. Der Onlinehandel wird im Vergleich zum stationären

Handel eher weiter zulegen, und das Home-Office wird sich stärker durchsetzen, was tendenziell zu einem geringeren Flächenverbrauch im Bürobereich führen wird. Hotels in den Städten werden weiter auf Touristen warten beziehungsweise umgenutzt werden müssen, und das Häuschen im Grünen wird begehrt bleiben.

Weltwoche: Ihr Fazit zum Immobilienmarkt 2020 bis Ende Jahr?

Donato Scognamiglio: Insgesamt werden Eigenheime etwas weniger stark zulegen, zu einem eigentlichen Crash wird es 2020 nicht kommen. Bei kommerziell genutzten Liegenschaften erwarten wir aufgrund der Mietzinsausfälle eher sinkende Preise. Reine Mehrfamilienhäuser hingegen werden weiter zulegen.

Donato Scognamiglio ist CEO des Informations- und Ausbildungszentrums für Immobilien (IAZI) und Professor an der Universität Bern. Er ist verantwortlicher Leiter des Gemeinderatings.

Interview: Carmen Schirm-Gasser



«Ich freue mich auf eine Zukunft voller Gestaltungsmöglichkeiten.»

Ivy Klein
Leiterin Geschäftsentwicklung
Unternehmenskunden
zum selbstbestimmten Leben



Fortsetzung von Seite 48

Entschleunigung, viel mehr Menschen als früher würden seither im Dorfkern flanieren, Restaurants im Dorf und am See seien gut besucht.

Finanziert wurden die Investitionen bislang ohne Steuererhöhungen. Wie sich die Steuereinnahmen entwickeln werden, gerade nach der Corona-Krise, vermag Woodtli nicht zu prognostizieren. Das hänge auch vom Geschäftsgang der ansässigen grösseren Unternehmen in Lachen ab. Je nachdem wie deren Geschäft in Corona-Zeiten laufe, beeinflusse dies die Steuereinnahmen der Gemeinde. Noch seien Finanzmittel vorhanden, gerade mit Blick auf das nächste Grossprojekt. Dieses fiel jedoch vorerst Corona zum Opfer. Im Zuge der Erweiterung der Bezirksschule March hatte man geplant, eine Dreifachturnhalle mit Parkgarage zu bauen. Der Architekturwettbewerb war bereits 2019 über die Bühne gegangen, nun, 2020, hätte die Gemeindeversammlung darüber abstimmen sollen. «Das Versammlungsverbot machte uns einen Strich durch die Rechnung», so Woodtli. Die Gemeindeversammlung musste abgesagt und um ein Jahr verlegt werden.

Im Kanton Baselland zeigt sich Stabilität, da konnte sich Arlesheim als attraktivste Gemeinde des Kantons behaupten, mit Platz dreizehn im Gesamtrating. Sonnig, auf einer Terrasse gelegen, mit grünem Siedlungsgürtel und einem guten Angebot an Mietwohnungen zieht die Basler Vorstadtgemeinde seit Jahren Neuzuzüger an. Nicht zuletzt aufgrund des Detailhandelsangebots mit vielen kleineren und grösseren Gewerbebetrieben, die in der Gemeinde noch zahlreich vorhanden sind und auch Menschen aus umliegenden Gemeinden anziehen. Metzger, Bäcker, Bücher- oder Blumenläden – im Zentrum ist vorhanden, was das Shopping-Herz begehrt. «Der Gemeinderat entschied schon vor vielen Jahren, dass wir unseren Detailhandel erhalten und unterstützen wollen», sagt Markus Eigenmann, Gemeindepräsident von Arlesheim. «Gerade während der Corona-Zeit erlebten wir, wie dankbar die Menschen dafür waren, dass sie vor Ort einkaufen konnten.»

Um den Detailhandel zu unterstützen, finanzierte die Gemeinde einen Gutschein mit, der an die Bevölkerung zum Einkauf im Ort ausgegeben wurde. Eine andere Entwicklung allerdings macht Markus Eigenmann derzeit Sorgen. Viele Einwohner seien bei einem lokalen Verein engagiert, das kulturelle Angebot in Arlesheim sei traditionell reichhaltig, es gebe viele Vereins- und Traditionsanlässe. Kurz: Arlesheim sei keine Schlafstadt. Aber wegen Corona seien viele Anlässe abgesagt worden, und das schmerze. «Wenn für längere Zeit keine Anlässe mehr durchgeführt werden können, befürchte ich, dass diese ganz aufgegeben werden», so Eigenmann. «Der Gemeinderat und ich sind froh um jeden Anlass, der durchgeführt wird.» Man unterstütze dies in jeglicher Form.

Aus dem Kanton Aargau schaffte es Spitzenreiter Ennetbaden auf Rang 39 der Liste. In der 3500 Einwohner umfassenden Gemeinde, am rechten Limmatufer gegenüber der Stadt Baden gelegen, herrscht Aufbruchstimmung. Dank der Neugestaltung des Postplatz-Gebietes und der Badstrasse wurden die Fussgänger- und Flanierzonen aufgewertet. Mit der bevorstehenden Einführung von Tempo 30 auf allen Gemeindestrassen will man die Wohnqualität nochmals erhöhen. «Es kehrt wieder Leben ins Zentrum zurück», sagt Pius Graf, Gemeindeammann von Ennetbaden. «Unter anderem aufgrund des Ennetraums, eines Treffpunkts mit vielfältigem Angebot für alle Bevölkerungsschichten.»

Grosse Hilfsbereitschaft

Im Kultur- und Begegnungszentrum werden diverse Programme angeboten, vom Gesangsunterricht über Wellness für Kinder bis zum Politcafé oder einer Reparaturwerkstatt. «Corona hat im finanziellen Bereich eher geringe Auswirkungen auf die Gemeinde, da in Ennetbaden keine grösseren Betriebe speziell davon betroffen sind», so Pius Graf. Positiv wertet er, dass aufgrund der Kontaktaufnahme der Gemeinde mit älteren Einwohnern während des Shutdowns ein Zusammenrücken und grosse Hilfsbereitschaft erreicht werden konnten.

Im Kanton Bern wurde Rubigen Kantonsieger und konnte sich im Schweizer Gesamtrating auf Platz 137 behaupten. Die Gemeinde ist gut an die Zentren angeschlossen, bietet ein Tagesschulangebot, Familien mit Kindern wohnen hier ebenso wie wohlhabende Einzelpersonen. In den vergangenen Jahren wurde viel in das Naherholungsgebiet Hunzigenau und Hechtenloch investiert. Das Aaregebiet wurde renaturiert, Schutzgebiete für Insekten, Vögel, Amphibien und Gräser wurden eingeführt. Bald soll es auch Beobachtungstürme geben. Mittlerweile zieht das Gebiet Vogelbeobachter von nah und fern an. Und natürlich Einheimische. «Gerade während der Corona-Zeit waren viele Menschen sehr froh, im Naherholungsgebiet Kraft tanken zu können», sagt Daniel Ott Fröhlicher, Gemeindepräsident von Rubigen.

In einem weiteren Schritt wurden unlängst drei neue Rundwege um das Dorf eingeweiht. Zudem ist man derzeit an einer Ortsplanungsrevision. «Wohnungen sollen durch Verdichtung geschaffen werden», sagt Ott Fröhlicher. «Unsere Wachstumsstrategie sieht eine bescheidene Bevölkerungszunahme um 3 Prozent vor.» Man habe jedoch erkannt, dass es an Alterswohnungen mangle. Darauf möchte man reagieren. Deshalb soll Land, das der Gemeinde gehöre, im Baurecht an einen Investor vergeben werden mit der Auflage, Alterswohnungen zu erstellen.

Die Ergebnisse aller 933 Gemeinden finden Sie unter: www.weltwoche/gemeinderating2020

Die Methode

Wie 933 Gemeinden anhand von 50 Faktoren untersucht wurden

Alle Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern wurden in der Erhebung erfasst, insgesamt 933. Dies aus Gründen der Vergleichbarkeit. Datengrundlage sind überwiegend öffentliche Statistiken. Erstellt wurde die Studie von der Beraterfirma IAZI für Immobilien und Standortfragen, Zürich. Das Ranking besteht aus mehreren Teilen: Das Niveauranking vergleicht Ist-Werte ausgewählter Kennziffern, etwa die aktuelle Arbeitslosenquote. Das Dynamikranking betrachtet die Veränderung in fünf zurückliegenden Jahren – also wie sich die Immobilienpreise entwickelt haben. So erkennt man, welche Gemeinde sich – unabhängig von ihrer ökonomischen Ausgangslage – verbessert hat.

Die Bewertung erfolgt auf Basis von 50 Einzelindikatoren. Jeder dieser Indikatoren (z.B. Arbeitslosigkeit) erhält einen Rang. Rang 1 ist der beste, 933 der schlechteste. So können die Gemeinden in den einzelnen Kategorien direkt miteinander verglichen werden. Diese werden in 7 Kategorien zusammengefasst (Wohnen, Arbeitsmarkt, Bevölkerung, Steuern, Erreichbarkeit, Versorgung, Sicherheit). Die Immobilienpreise werden höher gewichtet, als die anderen Faktoren.

Die 7 Kategorien beinhalten u.a.:

Wohnen: Immobilienpreise, Veränderung der Preise über 3 Jahre, Wohnbautätigkeit, Leerwohnungsziffer

Arbeitsmarkt: Arbeitslosenquote, Firmenneugründungen, Beschäftigte im Dienstleistungssektor

Bevölkerungsstruktur: Sozialhilfeempfänger, Jugendanteil, Bevölkerungswachstum, Steuerertrag, steuerbares Einkommen

Steuern: durchschnittliche Steuerbelastung für Singles, Familien mit und ohne Kinder, Pensionisten über 65 Jahren

ÖV- und Verkehrserschliessung: Reisezeit mit Öffentlichen Verkehrsmitteln und/oder Auto zum nächsten Zentrum und zur nächsten Grosstadt

Versorgung: Anzahl Ärzte, Spitäler, Schulen, Einkaufszentren, Lebensmittelläden, Freizeit- und Kulturangebote

Sicherheit: Straftaten gegen das Strafbuch, Betäubungsmittel- und Ausländergesetz

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Pilze sind überall.
Ohne sie könnten wir
nicht existieren.
Wolfgang Koydl, Seite 56



Letzte Eruption des Lichts.

Weizenfeld mit Raben, Vincent van Gogh, 1890 – Nach all dem Hin und Her zwischen den Orten, die durch ihn zum Bild geformt worden sind, und jenen unsichtbaren, in die ihn sein Wahn getrieben hatte, tauchte er ein letztes Mal ein in die Welt seiner Farben.

All dieses Blau, dieses Gelb, dieses Grün, wie aus einer anderen Welt, diese sich verschlingenden Eruptionen des Lichts, die aus ihm heraus-schossen wie Sternexplosionen, wenn die Detonationen seines Wahnsinns an Wucht verloren. Er malte sein letztes Bild mit Farben, die trotz ihrer Strahlkraft scheinen wie Schatten ihrer selbst, wie übertüncht von den Schwingen der

Raben, die sind wie düstere Postillione des Todes. Die Farbe war noch nicht trocken, da schoss sich Vincent van Gogh (1853–1890) in den Bauch und wurde ein paar Stunden später vom Hellen und Dunkeln in seinem Leben erlöst.

Es ist ein vom Leben verlassenes Bild, in dem nur der Tod Form gefunden hat, es ist die finale Kapitulation des Geistes vor seinen Dämonen, es sind die letzten Zuckungen einer fallenden Seele, die die Hoffnung aufgegeben hat, dass ein Wunder sie retten wird vor dem Zerschellen auf dem Boden ihres tiefsten Abgrundes. Van Gogh war auf diesen Feldern von Auvers-sur-Oise von allen guten Geistern verlassen worden, so allein,

wie ein Mensch nur sein kann. Das Bild könnte ein Abbild des letzten Bildes der Welt sein – wenn, wie unlängst berichtet und sogleich untergegangen im Wahnsinn unserer Zeit, fast alle Tiere, bis auf die, die wir essen, und jene, die wir uns zu unserem Vergnügen halten, dereinst gänzlich verschwunden sein werden.

Und wir dann stehen vor unseren stumm und einsam gewordenen Landschaften und Feldern in einer Welt, die die Vielfalt und den Reichtum ihrer Farben verloren hat. Stehen da, fassungslos und voller Schuld, und sehen den Raben zu, wie sie über die letzten Reste vergangener Leben schwingen. *Michael Bahnerth*

Insel-Hopping

Dank einem Schweizer liegt Robinsons Insel vor der chilenischen Küste im Pazifik. Der wahre Robinson allerdings lebte im Atlantik, 4500 Kilometer davon entfernt.

Dagmar Just



Aura eines Spiessers: Robinson Crusoe mit Freitag, seinem «Freund und Diener».

Daniel Defoe: Robinson Crusoe.
Aus dem Englischen von Rudolf Mast.
Mareverlag, 2019. 416 S., Fr. 55.90

London 1711. Kurz nachdem Nicolò Grimaldi im Queen's Theatre als erster italienischer Kastrat auf einer englischen Bühne überhaupt in der Titelrolle von Händels Oper «Rinaldo» brilliert hatte, kam der schottische Pirat Alexander Selkirk in die Stadt und erzählte eine fantastische Geschichte: Sieben Jahre zuvor soll er sich im Streit mit seinem Kapitän selbst auf einer nur von Ziegen be-

völkerten Pazifikinsel ausgesetzt haben. Es gab dort Süßwasser, ein mildes Klima und keine giftigen Tiere, und er hatte neben seinem Bettzeug auch eine Flinte, etwas Schießpulver, ein Beil, einen Feuerstein, ein Messer, einen Topf und die Bibel bei sich.

Vier Jahre und vier Monate musste Selkirk mutterseelenallein auf seinem Eiland ausharren. Zwar ging dabei «seine Sprache aus Mangel an Übung weitgehend verloren, so dass wir ihn kaum verstehen konnten, als er an Bord kam», berichtete der Kapitän der «Duke», der ihn gerettet hatte. Aber das war nur ein Kollateralschaden. Ansonsten war er

so fit, dass er sofort zum Zweiten Offizier ernannt wurde und sein altes Handwerk wieder aufnahm. Drei Jahre lang raubte und plünderte er auf dem Meer. Dann hatte er 120 000 Pfund zusammen, kehrte nach London zurück und löste Nicolò Grimaldi als Stadtgespräch ab.

Defoe hasste Romane

Acht Jahre später, im April 1719, erschien Daniel Defoes Roman, anonym, doch mit dem damals typischen Bandwurm-Titel: *Das Leben & die unerhörten Abenteuer des Robinson Crusoe, eines Seemanns aus York, der achtundzwanzig Jahre lang ganz allein auf einer unbewohnten Insel vor der Küste von*

Amerika lebte, nahe der Mündung des Orinoko-Stromes, wohin er durch einen Schiffbruch verschlagen worden war, bei dem alle Mann ausser ihm umkamen. Mit einem Bericht, wie er zuletzt auf ebenso merkwürdige Weise durch Piraten befreit wurde. Von ihm selbst beschrieben.

Schon bald war klar, dass Defoe der Autor war. Nur, warum er den Roman verfasst hatte, blieb rätselhaft. Ein Mann, der ein abenteuerliches Leben als Kaufmann, Spekulant, Unternehmer, Häftling, Journalist, Spion hinter sich hatte und dabei stets beteuerte, dass er alles Fiktive, Romanhafte aus Prinzip hasse, änderte plötzlich, mit fast sechzig, seinen Sinn und schrieb gleichsam aus der Hüfte den meistgelesenen Roman des Jahrhunderts. Defoe hinterliess keine Briefe oder Tagebücher, um dieses Rätsel aufzuklären. Eine beliebte Legende besagt jedoch, dass er Selkirk damals in einem Pub traf und so beeindruckt von dessen Geschichte war, dass er an seinen Schreibtisch eilte und den «Robinson»-Roman daraus bastelte. Die These hat aber einen Haken.

Selkirk war ein Seeräuber, Schläger und Säuer, der die meiste Zeit mit dem Gesetz im Konflikt lag oder auf der Flucht vor ihm war. Vielleicht sah er in den Insel-Jahren auch nur eine Art verschärftes Straflager. Später versuchte er sich noch als Unternehmer und Piratenjäger.

Männer wie Robinson begründen ein Weltreich, sagt der Moralist Defoe mit seinem Buch.

Mit 45 starb er an Gelbfieber. Verglichen mit diesem Desperado, hat Defoes Robinson Crusoe die Aura eines Spiessers. Gleich im ersten Satz stellt er sich als Mann aus soliden Verhältnissen mit Migrationshintergrund vor: «Ich wurde im Jahr 1632 in der Stadt York geboren, von guter Familie, die aber nicht aus diesem Land stammte, denn mein Vater war ein Ausländer aus Bremen.»

Schweizer Robinson inspiriert Disney

Auch kein Streit, sondern ein Schiffbruch verschlägt Crusoe auf seine Insel, die wiederum nicht im Pazifik, sondern laut Titel «nahe der Mündung des grossen Orinoko-Stroms» im Atlantik liegt. Er harrt dort statt wie Selkirk vier-einhalb Jahre 28 Jahre aus, und er bleibt auch nicht allein, sondern findet Freitag. Er rettet seinen «Freund und Diener» vor den Kannibalen. Später erklärt ihm Freitag, dass auch er als Kannibale lebe und mit seinem Stamm «oft in Kanus und bei guter Strömung» von seiner Heimatinsel Trinidad zum Verspeisen von Feinden herüberrudere. Was bedeuten diese Fakten, warum ändert Defoe all diese Details, und was bezweckt er damit, wenn er die Geschichte statt in der Gegenwart ein halbes Jahrhundert früher ansiedelt?

In Robinsons Geburtsjahr stieg Antigua zur ersten karibischen Kolonie Englands auf. Also gehörte er wie ihre Grossväter zur Pionier-Generation des britischen Empire und der Gründerväter. Doch während reale Kolonialpioniere wie der Gouverneur von Antigua brutal Tausende indigener Kariben abschlachten liessen – Stichwort *Kalinago-Genozid* –, verkörpert Robinson den grösstmöglichen Gegentyp. Er ist ein *Jedermann*, der in der Not über sich hinauswächst und zum universellen Selbsthelfer wird, zum *Superman*, der sich aufs Schiessen und Jagen genauso wie aufs Nähen, Töpfern, Spurenlesen, Korbflechten und Beerensammeln, Getreideanbauen, Beten und sogar auf die eigne Seele versteht. Solche Männer begründen ein Weltreich, sagt hier der Moralist Defoe. Solche Eroberer braucht das Land, sagt «der geschäftstüchtigste und gewiefteste Publizist seiner Zeit» (Norbert Miller), Männer, die alle bewundern und als Freunde haben wollen, sogar Freitag und die Kannibalen.

«Robinson Crusoe» ist das wahrscheinlich meistverkaufte, langlebigste und folgenreichste Debüt aller Zeiten. Seit dem Tag seines Erscheinens wurde es ununterbrochen nachgedruckt, übersetzt, raubkopiert, adaptiert, persifliert. Neben dänischen, russischen und persischen Robinsons entstanden pfälzische, fränkische, Leipziger und Berliner, medizinische, buchhändlerische, und sogar eine «Jungfer Robinson» existierte.

Der erste «Schweizerische Robinson» erschien 1812. Die Erfolgsgeschichte «Der schweizerische Robinson oder der schiffbrüchige Schweizer-Prediger und seine Familie» aus der Feder des Berner Stadtpfarrers Johann David Wyss hat später Jules Verne zu seinem Roman «Die Schule der Robinsons» und Walt Disney

zu seinem Film «Swiss Family Robinson» inspiriert.

Nur die Wirkung des gleichfalls aus Bern stammenden Alfred von Rodt war womöglich noch folgenreicher. 1877 hatte der einstige Söldneroffizier den Juan-Fernández-Archipel von Chile gepachtet: zwei kleine, windige Vulkaninseln und die Selkirk-Insel Más a Tierra. Gut möglich, dass er dabei diesen anderen Schweizer Träumer vor Augen hatte, Johann

1966 benannte Chiles Regierung die Isla Más a Tierra offiziell in Isla Robinson Crusoe um.

August Sutter, der vierzig Jahre zuvor ein ganzes Imperium aus dem kalifornischen Boden gestampft und seine eigne Schweiz, sein Neu-Helvetien, errichtet hatte.

Ziel für Kreuzfahrtschiffe

Auf jeden Fall beteuert Alfred von Rodt schon in seinem ersten Brief nach Hause: «Diese Insel wird meine Heimat, meine Schweiz sein. Der Ozean wird die Alpen ersetzen, weit weg von Bern, weit weg vom Zytglogge», und er unterschreibt: «Robinson Crusoe II». Achtundzwanzig Jahre lang versuchte er, mit den Hummern, Hölzern und Ziegen von Más a Tierra reich zu werden. Doch was er auch unternahm, es scheiterte. Und doch wurde er berühmt. Mit ihm als Gouverneur explodierte die Einwohnerzahl der Insel von 50 auf 500, und dank der fünf Söhne, die er laut dem «Historischen Familienlexikon der Schweiz» zeugte, heisst heute jeder Dritte dort wie er.

Nach dem Tsunami von 2010 ehrte ihn die Schweiz, indem sie die Restaurierung seines Grabs finanzierte. Sein nachhaltigster Erfolg aber war das neue Image von Más a Tierra. Denn bevor er hierherkam, war es nur die einsame, unwirtliche Strafinself eines realen Piraten gewesen, aber als er starb, war es Robinsonland. Der Berner Baron hatte Defoes fiktiven Helden für sein Pachtland gekapert und die unscheinbarste aller Inseln mit dem Appeal des Lieblingshelden aller Abenteurer und Träumer aufgeladen. Dabei hätte Robinsons Freitag dann rund 4500 Kilometer zu rudern gehabt, um sich von Robinson retten zu lassen.

1966 benannte Chiles Regierung die Isla Más a Tierra offiziell in Isla Robinson Crusoe um. Ein Coup der Extraklasse. Denn nun kommen die Touristen – jährlich zirka 1500 – auf dieses abgelegene Landstück. Sogar Kreuzfahrtschiffe legen an. Und ein grosser Immobilienmakler offeriert die ganze Insel zur Miete für 420 US-Dollar pro Person und Nacht. Mit Vollpension! Und für besonders Verwegene heisst es: «Sind Sie hungrig nach einem Abenteuer, zelten Sie in der echten Robinson-Höhle!» Aber Vorsicht im Oktober: «Wetterunsicherheiten möglich!»



Des Feuilletons grosser Sprachkünstler

Christoph Mörgeli

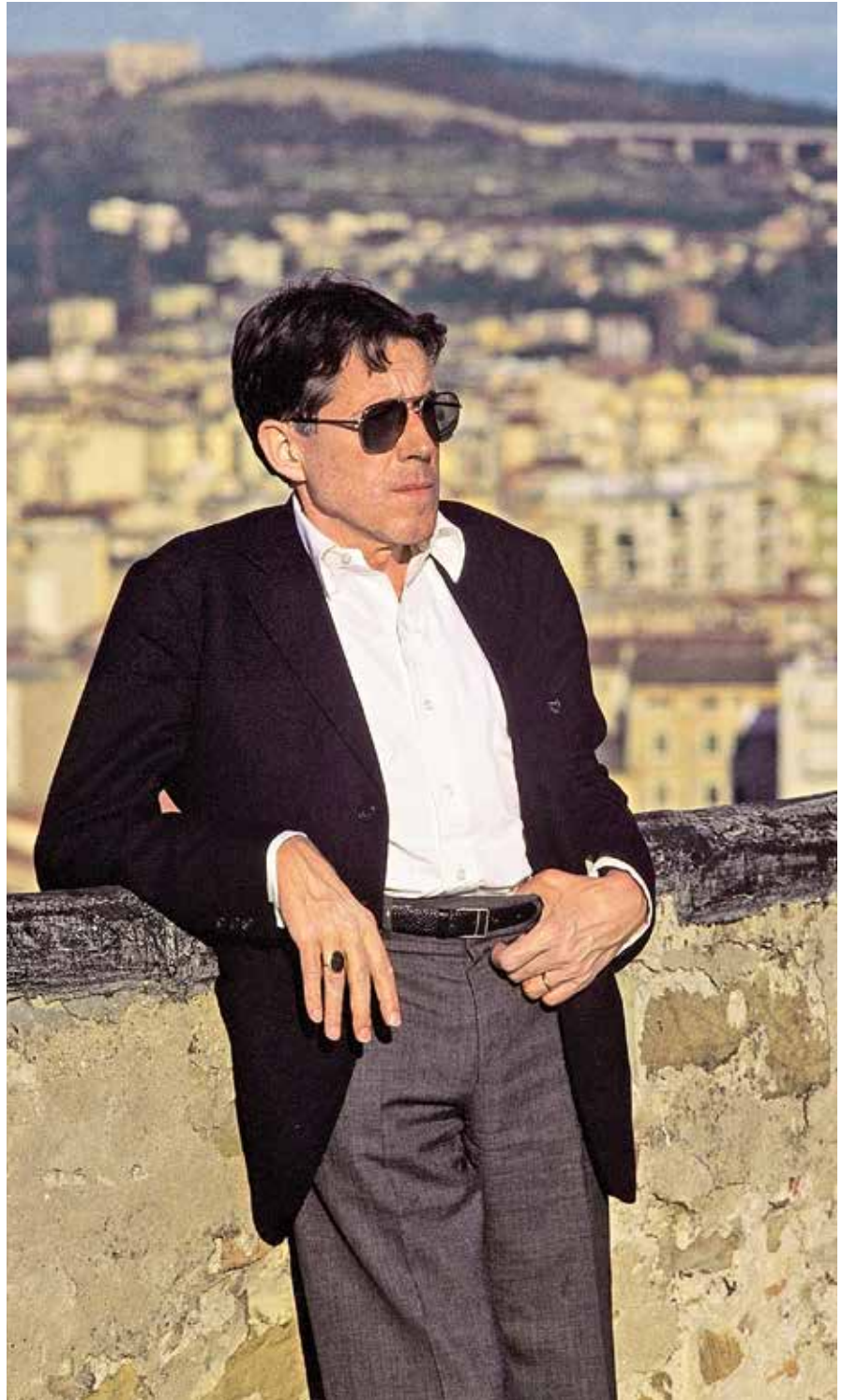
Martin Meyer: Hanno Helbling.
Hommage an einen vielseitigen Gelehrten.
NZZ Libro. 336 S., Fr. 39.–

Martin Meyers ebenso gehaltvolle wie elegante Würdigung seines Vorgängers als NZZ-Feuilletonchef ist gleichzeitig als gewichtige 183. Jahrgabe der Zürcher Gelehrten Gesellschaft erschienen. Der Autor porträtiert Hanno Helbling (1930–2005) mit frischen, oft heiteren Farben, vor allem aber mit dem inneren Feuer eines dankbaren «Schülers», engagierten Fachkollegen und schliesslich engen Freundes. Das Buch ist spürbar mit Lust, Wärme und Sorgfalt geschrieben, mit viel Sympathie für eine äusserlich unauffällige, leise Persönlichkeit. Hanno Helbling und seine über den Tagesjournalismus hinaus gültigen Artikel und Bücher hätten jedenfalls keinen kundigeren Biografen finden können.

Helbling wurde nicht ins patrizische Zürcher Bildungsbürgertum hineingeboren, sondern entstammte einem katholischen Rapperswiler Geschlecht. Schon durch seinen Vater, einen markanten Gymnasiallehrer, und vor allem durch die Heirat mit der Historikerin Barbara Gloor erfolgte die Assimilation ans Altzürcherische, die Hanno Helbling später eher als Last und Einschränkung empfinden sollte. Dauernde körperliche Manifestationen einer früh überstandenen Kinderlähmung überspielte Helbling mit Reitsport und der Jägerei.

Viele Leser der NZZ erinnern sich noch bestens an das Kürzel «Hg.», das vier Jahrzehnte lang stilistisch brillante, vielseitige, oft überraschende Betrachtungen von ganz eigener Prägung versprach. Wer aber kennt Helbling als glänzenden Übersetzer italienischer, englischer oder französischer Klassiker? Seine mehrfach preisgekrönte Übersetzungsarbeit wird das Vermächtnis des skeptischen, tiefgründigen, auch geheimnisvollen Intellektuellen bleiben. Sicher mehr noch als seine vielschichtigen, oft spielerischen Literatur- und Kulturbeiträge, deren Niveau nicht selten die Aufnahmefähigkeit seines Publikums strapazierte.

Helbling war ein Historiker von Rang, ein akribischer Wissenschaftler und fähiger Dozent, den des Lebens Zufälle auch auf den Lehrstuhl einer Universität hätten tragen können. Er selber tat solche möglicherweise im Geheimen schwelenden Wünsche ab mit dem für ihn charakteristischen Satz: «Eine akademische Karriere hat sich vermeiden lassen.» Helbling gehörte seit den sechziger Jahren zu den profiliertesten Kommentatoren und Kennern des Zweiten Vatikanischen Konzils wie der katho-



*Das Vermächtnis eines skeptischen, tiefgründigen, auch geheimnisvollen Intellektuellen:
NZZ-Feuilletonchef Hanno Helbling.*

lischen Kirche überhaupt. Und er mag sich – obwohl Protestant – innerlich oft bekreuzigt haben ob der abstrusen Vorstellungen des Katholizismus, wie sie etwa seine ausschliesslich reformierten Zunftkollegen von der Schimden gehegt haben.

Im Feuilleton der NZZ zog mit dem neuen Chef 1973 ein freierer, lockererer Geist ein als unter der durchstrukturierten Ägide Werner Webers. Der virtuose Sprachkünstler Helbling mit seinem ungebrochenen Selbstbewusstsein passte dennoch vorzüglich zur Redak-

tion des einflussreichen bürgerlich-liberalen Intelligenzblattes – auch wenn Chefredaktor Fred Luchsinger journalistischere Vorstellungen des Feuilletons vorschwebten.

Oft hielt sich Hanno Helbling mit zugespitzten Verdikten nicht zurück. Biograf Martin Meyer erinnert an sein Urteil über Max Frischs «Wilhelm Tell für die Schule», wo er gar «Psychosomatisches» diagnostizierte: «Man hört nicht das Lächeln eines Ironikers, nicht das Grinsen eines Satirikers, nur das Kichern eines Banausen.»

Das war starker Tobak. Zumal der Feuilletonchef an der Falkenstrasse zuweilen auch gerne ins allzu Unbestimmte auswich. Zum Historikerstreit der achtziger Jahre fiel ihm auf die Frage, ob es rechtfertigende Tendenzen in der deutschen Geschichtsschreibung gebe, nur gerade ein: «Ja, wer das wüsste.»

Äussere Glanzpunkte von Helblings Leben bildeten der Ehrendoktor der Freiburger Universität, die Präsidentschaft der Tonhalle-Gesellschaft und vor allem die Mitgliedschaft

1995 liess Hanno Helbling sein bürgerliches Dasein in Zürich zurück und zog nach Rom.

in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung – eine Ehrung, die beispielsweise Marcel Reich-Ranicki versagt blieb. 1985 überstand Helbling eine schwere Herzoperation. 1992 gab er die Leitung des NZZ-Feuilletons an Martin Meyer weiter, ohne freilich als Korrespondent zu verstummen. In den neunziger Jahren erfasste ihn ein leichter *sinistrismo*; jedenfalls lockerte sich aus politischen Gründen der Kontakt zu seinen besten Jugendfreunden Peter Stadler und Gerhard Frick.

1995 liess Hanno Helbling sein bürgerliches Dasein in Zürich zurück, zog nach Rom und heiratete Christina Viragh, in der er eine Seelenverwandte fand. Nicht mehr der gepflegte Salon bildete jetzt sein Zuhause, sondern ein Atelier nach Künstlerart. Dort setzten eine Erkältung und das mangelhafte italienische Gesundheitssystem seinem Leben ein allzu frühes Ende.

Diktatur des Vergessens

Zoë Jenny

Cécile Wajsbrot: Zerstörung.
Wallstein. 200 S., Fr. 31.90

In Cécile Wajsbrots Roman «Zerstörung» sitzt die vierzigjährige Ich-Erzählerin allein in einem verdunkelten Zimmer in Paris und erstellt einen Sound-Blog, eine Art akustisches Buch. Adressat ist eine unbekannte Stimme, die um nichts weniger bittet als um die getreue Wiedergabe der Wirklichkeit.

Kafkaesker Sound-Teppich

Bis zum Schluss weiss man nicht, ob diese Aufforderung von der Regierung kommt, welche die Macht übernommen hat, oder von der Opposition. Fest steht: Die ehemalige Schriftstellerin wurde auserkoren, über die Gegen-

wart zu berichten. Das klaustrophobische Parlando entwickelt auf 200 Seiten einen bedrückenden Sog, dem man sich nicht entziehen kann. Ein feingewebter, kafkaesker Sound-Teppich, eine eindringliche Melodie der Angst.

«Zu Ihnen sprechen nimmt alle Zeit in Anspruch», erklärt die ehemalige Schriftstellerin einmal, die das Schreiben an ihrem Manuskript aufgab, weil es keinen Sinn mehr hat. Denn das Wort «Roman» gehört längst in das Lexikon der nicht mehr verwendeten Wörter. In der dystopischen Welt des «danach» ist nur noch erlaubt, was Unterhaltung verspricht.

Bücher ähneln Broschüren, in denen lediglich die Gegenwart beschrieben werden darf, und zwar in möglichst kurzen Sätzen. So soll ein kontinuierliches Denken verunmöglicht werden. Wenn man zu lange auf einer Website



bleibt, wird ein Spitzel alarmiert. In einer Art Gegenwartsterror lautet das wichtigste Credo: Lacht und vergesst.

In dieser Diktatur des Vergessens werden Fotos und Bücher, die älter als zehn Jahre sind, vernichtet, das Lernen von Fremdsprachen ist verboten. Im Krieg gegen die Erinnerung löscht der Staat sämtliche Spuren aus. Denkmäler und Erinnerungstafeln an Fassaden werden weggeräumt, Friedhöfe geschlossen. Die Geschichte als Erzeugerin von Katastrophen ist nur noch eines: zerstörungswürdig.

Doch was die Ich-Erzählerin am meisten umtreibt, sind die Erkenntnis ihrer eigenen Wirkungslosigkeit und die Ahnung, dass auch sie zu dieser Machtübernahme beigetragen hat. Sie beteuert, aus einer Zeit zu kommen,

in der sie Freunde hatte, diskutierte, Petitionen unterschrieb. «Als man noch an die Wirkung einer Unterschrift glaubte.» Es ist nichts Larmoyantes an dem Ton, vielmehr ein ungläubiges Staunen.

1990 schrieb der französische Soziologe und Philosoph Jean Baudrillard einen Essay mit dem Titel «Das Jahr 2000 findet nicht statt». Darin proklamiert er, wie durch die Beschleunigung der Zeit Ereignisse in einem schwarzen Loch des Vergessens verschlungen werden.

Was sowohl in unserer Gegenwart als auch in Cécile Wajsbrots Roman tatsächlich verschwunden ist, sind gesellschaftliche Utopien. «Ich misstraue der Rohfassung, dem Unmittelbaren, der Menschenmenge, den kollektiven Emotionen. Der Welle, die einen ungewollt mitreisst ...»

Nichts Menschliches ist unzerstörbar

Was bleibt, sind die persönlichen Katastrophen, die man in den sozialen Netzwerken in Umlauf bringt. Der Roman stellt dar, was Mark Zuckerberg unlängst an der Facebook-Entwicklerkonferenz kundtat: «The future is private.» Ahnungslos, dass dies in der letzten Konsequenz einem Albtraum gleichen dürfte, wie Cécile Wajsbrot ihn hier eindrücklich beschreibt.

In der ganzen Flut der Weltuntergangsliteratur, die derzeit bis zum Überdross produziert wird, ist das Buch von Cécile Wajsbrot eine höchst lesenswerte Ausnahme. Sie wurde 1954 als Tochter polnischer Juden in Paris geboren, ihr Grossvater wurde von Frankreich nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Wajsbrot ist ein Seismograf, ein hochempfindliches Nervensystem, und ihr Roman erschütternd, denn er spricht von der Zerstörung der Erinnerung und der gleichzeitigen tiefen Furcht vor der Wiederholung der dunkelsten Stunde der Menschheitsgeschichte. «Die Ereignisse, die zum Bau der Burg geführt hatten, waren schon lange vergessen, während die Folgen – die Feindseligkeit, das Ressentiment – deutlicher und dauerhafter waren als die Konstruktion.»

Die Nachwirkungen grosser Erschütterungen sind nie absehbar. Wer kann davon erzählen, wenn nicht die Bilder, die Bücher, die Musik? «Zerstörung» ist voller Verweise auf Malerei und Literatur, die in der ganzen Trostlosigkeit wie Leuchttürme ins Dunkel blinken. Die Kultur ist Hoffnung und Erinnerungsträger zugleich.

Doch verlassen wir uns nicht darauf. Nichts Menschliches ist unzerstörbar. Am allerwenigsten die Kultur, die eigentliche Seele unserer Gesellschaft – sie könnte in einer von Simulationen geprägten Zukunft ein fernes Raunen aus einer Zeit sein, die wir heute Gegenwart nennen.

Pilz der Erkenntnis

Wolfgang Koydl

Merlin Sheldrake: Verwobenes Leben.
Wie Pilze unsere Welt formen und unsere
Zukunft beeinflussen. Ullstein. 464 S., Fr. 31.90

Wer braucht Horrorstories, wenn es Biologiebücher gibt? Niemand übertrifft die Natur an gruseligen Grausamkeiten, aber Pilze sind noch einmal eine Kategorie für sich, gleichsam die Stephen Kings der natürlichen Welt.

Von wegen «Ein Männlein steht im Walde», still und stumm sind Pilze nicht. Sie gehen auf die Jagd: mit klebrigen Netzen, Giftpfeilen oder Schlingen. Sie müssen fantasievoll sein. «Tiere stecken Essen in ihren Körper», schreibt der britische Biologe Merlin Sheldrake, «Pilze stecken ihren Körper in das Essen.» Sein soeben erschienen Buch ist ein ebenso kompakter wie amüsanter und informativer Führer in eine unbekannt Welt.

Den Körper in das Essen stecken – das muss man wörtlich nehmen. Der Pilz *Massospora* etwa befällt Zikaden und lässt das hintere Drittel ihres Körpers verfaulen. Doch die Zikade lebt und fliegt weiter – damit die Sporen des Pilzes auf andere unglückliche Artgenossen herabregnen und sie infizieren: «fliegende Salzstreuer des Todes», wie Sheldrake sie nennt.

Alkohol und Hefekuchen

Entomophthora wiederum kriecht in den Körper einer Fliege und produziert ein Sekret, mit dem deren Fresswerkzeuge an ihrer Futterquelle festkleben. Ist die Fliege immobilisiert, frisst der Pilz sie bei lebendigem Leib von innen auf – die lebenswichtigen Organe zuletzt. Dann treibt er einen Pilzkopf aus ihrem Rücken, der aufplatzt und die Sporen verbreitet.

Pilze sind allgegenwärtig: Ihr Myzel, ihr unterirdisches Fadengeflecht, macht einen Drittel bis zur Hälfte allen belebten Erdreichs auf dem Planeten aus. Aneinandergereiht würden die Fäden der Pilze in den obersten zehn Zentimeter Erde halb so lang sein wie die Milchstrasse. Pilze kommen überall vor, sie gedeihen in den lebensfeindlichsten Nischen. Sie sind die grössten Organismen. Ihr Fadengeflecht erstreckt sich oft über mehrere Quadratkilometer.

Ohne Pilze könnten wir nicht existieren: Sie retten Leben (Penizillin), und sie bereichern es (Alkohol und Hefekuchen). In unserem Körper halten Pilze in unserer Darmflora regelmässig Zwiesprache mit dem Hirn – und die Forschung ist sich nicht sicher, wer von beiden hier die Kommandos erteilt. Denn dass Pilze das Bewusstsein beeinflussen, weiss man nicht nur von unglücklichen Fliegen und Zikaden.



Bon appétit! Autor Sheldrake mit seinem Buch, aus dem Austernpilze wachsen.

Schon Neandertaler kauten *magic mushrooms*, und der Schweizer Albert Hofmann gewann aus dem Mutterkorn den Wirkstoff (und wie der wirkte!) LSD.

Insofern ist die Theorie nicht von der Hand zu weisen, dass der Mensch Religion, Philosophie und Kunst den Pilzen verdankt. Dies war jedenfalls die Überzeugung des Ethnobotanikers Terence McKenna, die sich Sheldrake zu eigen macht. Demnach inspirierten die bewusstseinsverändernden Wirkstoffe der Pilze «in der Dunkelheit des hominiden Geistes» zu Blitzen des Verstandes. Der Pilz, so seine radikale Schlussfolgerung, sei daher der wirkliche Baum der Erkenntnis gewesen. Gestützt wird diese Theorie unter anderem dadurch, dass die Wissenschaft nicht weiss, warum all diese Fähigkeiten, die den Menschen zum Menschen machen, fast zeitgleich vor 50 000 bis 70 000 Jahren entstanden. Zudem zeigen schon 10 000 Jahre alte Höhlenmalereien kultische Figuren, aus deren Schultern und Armen Pilze spriessen.

Auch die medizinischen Eigenschaften vieler Pilze waren unseren Vorfahren in der Steinzeit bekannt. Sie kauten sie vor allem wegen ihrer antibakteriellen Wirkung. Heute setzt die Forschung grosse Hoffnung auf Pilze zur Bekämpfung von Viren. Weltweit gibt es 3,8 Millionen Pilzarten – zehnmal so viele Arten

wie bei den Pflanzen. Aber nur 240 000 sind beschrieben und katalogisiert. Hinzu kommen Flechten, eine Partnerschaft von Pilzen und Algen, die zu den faszinierendsten Erscheinungen der Natur zählen. Da sie sowohl fotosynthetische als auch nicht fotosynthetische Organismen enthalten, kombinieren sie die wichtigsten Stoffwechselprozesse auf Erden. Sie sind daher in gewisser Weise Mikroplaneten.

Respekt vor dem Champignon

Flechten können sogar das härteste Gestein zerlegen und verdauen. Lorient lag also mit seiner berühmten Steinlaus nicht ganz daneben. Ausserdem sind sie äusserst anpassungsfähig. Sie überleben extreme Temperaturen, Strahlung, Druck und Gift, sogar den Aufenthalt im Weltraum. Weshalb es nicht ganz abwegig erscheint, dass das Leben womöglich mit Pilzen aus dem All auf die Erde gelangte.

Merlin Sheldrake, der passenderweise den Vornamen mit König Artus' Zauberer teilt und dessen Nachname an *mandrake*, das englische Wort für die Zauberwurzel Alraune, erinnert, ist fasziniert von seinem Thema, und diese Faszination überträgt sich auf den Leser. Das mindeste, was man von der Lektüre mitnimmt: Dem nächsten Champignon nähert man sich mit Respekt.



Die Haut entscheidet alles

Oliver vom Hove

Ann Petry: *The Street – Die Strasse*.
Aus dem Amerikanischen von Uda Strätling.
Nagel & Kimche. 384 S., Fr. 33.90

Die Literatur eilt mit ihrem Wissen immer voraus. So wird ein Roman, der vor einem Dreivierteljahrhundert in den USA Furore machte, gerade wiederentdeckt: «*The Street – Die Strasse*», das Debüt der 1997 verstorbenen afroamerikanischen Autorin Ann Petry, legt, wie für heute geschrieben, die Abgründe von Ausgrenzung und Erniedrigung bloss, denen Schwarze durch Rassismus und Sexismus in den USA noch immer ausgeliefert sind.

Damals, Mitte der 1940er Jahre, schickte Petry ihre Hauptfigur Lutie Johnson samt ihrem achtjährigen Sohn Bubb ins Herz des Elends der Schwarzen, nach Harlem, das noch immer von den Folgen der Weltwirtschaftskrise gezeichnet war. Dort, in der 116th Street, sucht die junge Frau Zuflucht vor den Folgen ihrer gescheiterten Ehe und den erniedrigenden Erfahrungen als schwarzes

Hausmädchen im Dienst reicher Weisser. Wie eine Löwin kämpft Lutie für sich und ihren Buben, um ein Leben ohne Geldnot und Demütigungen erreichen zu können. Immer wieder wird sie vom Gedanken weitergetragen: Ich darf meinen Sohn nicht hier, in dieser trostlosen Umgebung, aufwachsen lassen. Ich muss alles tun, um aus dieser Strasse wegzuziehen!

Doch wer nicht das Privileg der weissen Geburt genossen hat, bleibt im Kreis von Ausichtslosigkeit und Diskriminierung gefangen. Als mut- und kraftlos erweist sich das Dasein im vermüllten Quartier. Den Männern, sofern sie nicht arbeitslos sind, stehen bestenfalls Jobs als Tellerwäscher, Türsteher oder Lastenträger zur Verfügung. Mehr würde das Leben ihnen

Ein Einblick in die Hintergründe des Rassenkonflikts in den USA und dessen anhaltende Folgen.

nicht bieten. Die Begegnungen mit der Polizei, die Lutie beobachtet, sind jedes Mal von unfälligen Bemerkungen begleitet. «Besoffene Nigger», mault ein Cop und spuckt angeekelt auf den Boden des Wohnzimmers.

Wie eine antike Tragödie

Zu den niederdrückendsten Erfahrungen in Harlem gehört für die attraktive Lutie der Sexismus der Männer. Ob schwarz oder weiss, alle betrachten sie als verfügbar. Der lüsterne Hausmeister bedrängt sie bis zur versuchten Vergewaltigung. Desgleichen ein windiger Musikmanager. Und seit der alles beherrschende Mafiaboss der Strasse ein Auge auf Lutie geworfen hat, ist sie ihrer Freiheit nicht mehr sicher.

Ann Petry, die auch Apothekerin war, beschrieb als Harlem-Zuzügerin aus persönlicher Kenntnis die sozialen Realitäten der amerikanischen Machtverhältnisse und wies mit beharrlicher Erzählkunst auf die fundamentale Abwertung der schwarzen US-Bürger hin. Wie eine antike Tragödie lässt Petry das Schicksal der heldenhaften Protagonistin und ihres tapferen Sohnes abrollen. Meisterlich beherrscht die Erzählerin die Techniken des Wechsels von Perspektiven und Chronologie wie auch das Einblenden scheinbar nebensächlicher Handlungsdetails. Mit ihren scharf umrissenen Figurenzeichnungen führt sie dem Leser schillernde, ambivalente Charaktere vor Augen.

«*The Street*» war bei seinem Erscheinen 1946 ein Sensationserfolg mit Millionenaufgabe. Auf Deutsch bietet der Roman heute, in der einfühlsamen Neuübersetzung von Uda Strätling und mit einem klugen Nachwort von Tayari Jones, nicht zuletzt einen lange nachwirkenden Einblick in die Hintergründe des Rassenkonflikts in den USA und dessen anhaltende Folgen.



DIE BIBEL

Die Stadt

Denn Abraham wartete auf die Stadt mit den festen Fundamenten, deren Planer und Erbauer Gott ist (Hebräer 11, 10). – Das griechische Wort für Stadt ist *polis*, aus dem man unschwer die *Politik* heraus hört. In der Bibel wurde das Wort weitgehend entpolitisiert. Zum Inbegriff der Stadt wurde Jerusalem, wo der Tempel die Nähe Gottes darstellte. Stadtbevölkerungen waren vielfältig zusammengesetzt und erreichten dank der Konzentration von Handwerk und Bildung einen hohen Wohlstand. Da die Stadtbewohner aus verschiedenen Richtungen stammten, verlor die Verwandtschaft an Bedeutung. Dorfgemeinschaften hingegen waren als Sippen und Horden konstituiert. In der Stadt galt das Individuum mehr, auch wenn in den antiken Städten Sklaven gehalten wurden.

Durch ihre Offenheit und Vielfalt wurde die Stadt zu einem Abbild für die Gemeinschaft im Reich Gottes. Sogar der Nomade Abraham sehnte sich nach ihr. Im Mittelalter galten die Städte als Horte der Freiheit gegenüber den Zentralmächten Kaiser und Papst. «Stadtluft macht frei.» Aber an den Stadtmauern war ersichtlich: Offene Gesellschaften brauchen einen Schutz, ähnlich wie Gärten, die gegen den Wildwuchs abgegrenzt werden müssen.

Heute sind auch die meisten Dörfer offene Gesellschaften und bilden ein Stück Gottesreich ab. Umgekehrt zeigen manche Stadtregierungen den Hang zum Hordendenken, wenn sie – wie beispielsweise in Zürich – als Meinungswächter auftreten und Demonstrationen je nach Anliegen erlauben oder verbieten. Selbst Radaubröder geniessen Nachsicht, wenn sie der Gesinnungshorde nahestehen. Macht Stadtluft noch frei? Zürich hat einst neunzehn Dörfer eingemeindet. Vielleicht gebärden sich seine Behörden deshalb oft provinziell und hordenähnlich. Sie könnten sich manch ein weltoffenes Kaff zum Vorbild nehmen.

Peter Ruch

Ein tödliches Märchen

Jean Seberg war die Stil-Ikone der 1960er Jahre – und bald vergessen. Nun holt ein Thriller sie aus der Versenkung. Wer war sie?

Wolfram Knorr

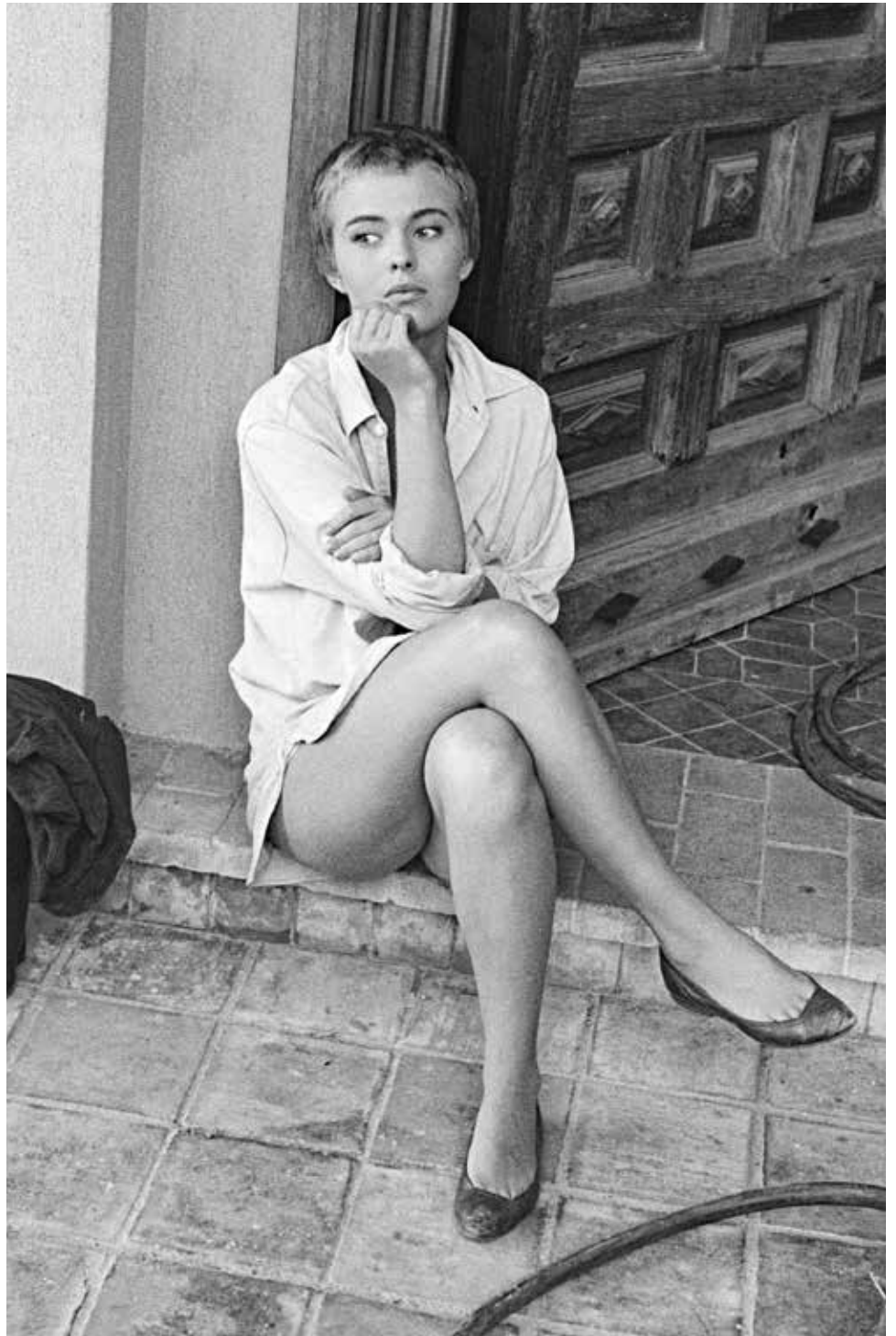
Jean Seberg – *Against All Enemies* (USA, 2019)
Regie: Benedict Andrews. Mit Kristen Stewart, Jack O'Connell, Anthony Mackie, Zazie Beetz.

Süffisant sagt Michel Poiccard zu Patricia, der Amerikanerin, die auf den Champs-Élysées die *New York Herald Tribune* verkauft: «Du siehst aus wie ein Marsmensch.» In ihrem minimalistischen Kurzhaar-Look wirkt sie tatsächlich wie einem Ufo entstieg. Er ist ein Filou, sie eine Mischung aus Flapper, Lulu und Louise Brooks. Er hat einen Mord begangen, eine Freundin beklaut und ist auf der Flucht. Sie zieht bei ihm ein, flirtet rum, möchte Karriere als Journalistin machen. Die Polizei greift sie auf, und sie verpfeift ihn: «Ich will dich nicht lieben. Deshalb habe ich die Polizei gerufen.» Michel flüchtet nicht: «Ich muss immerzu an sie denken.» Er wird erschossen, und Patricia imitiert ihn, fährt mit dem Fingernagel über ihre Oberlippe.

Von «A bout de souffle» ist hier die Rede, jenem legendären Aufbruchsfilm, der 1960 die Nouvelle Vague einläutete, Jean-Paul Belmondo in den internationalen Orbit katapultierte und Regisseur Jean-Luc Godard zum virtuosen Grossmeister des Zettelkasten-Films erkor, der die Welt in Bilder, Töne, Gesten, Wörter und Halbsätze zerhackte, um sie als Assoziations-Tummelplatz neu zu erschaffen.

Durch den Fleischwolf gedreht

Und der «Marsmensch» Patricia, verkörpert von Jean Seberg? Der Aufstieg in den Star-Olymp blieb ihr verwehrt. «A bout de souffle» machte sie zwar zur Stil-Ikone einer neuen Unabhängigkeit, weiblichen Lässigkeit, die auf konventionelle Normen pfiß. Aber Hollywood, sich mühsam aus der Restauration befreiend, tat sich schwer mit ihr, fand keine angemessenen Rollen für sie. Sie drehte unermüdlich – auch im Schweizer Film «Un milliard dans un billard» (1965) von Nicolas Gessner war sie zu sehen –, aber nichts von Belang. Ihre letzte Rolle fand sie 1976 in Hans W. Geissendörfers «Die Wildente». Als man sie 1979 ver-



Traumverlorene Heilige: Seberg bei den Dreharbeiten zu «Bonjour Tristesse» (1958).

misste, lag sie schon seit elf Tagen tot in ihrem Auto in Paris. Eine Meldung war das fast schon nicht mehr wert.

Vierzig Jahre später, auf den Filmfestspielen Venedig 2019, wurde sie aus der Vergessenheit gerissen mit dem Polit-Film «Jean Seberg – Against All Enemies» von Benedict Andrews. Anna Waterhouse und Joe Shrapnel schrieben das Drehbuch bewusst nicht als Biopic, sondern als Fegefeuer-Drama. Denn Jean Seberg hatte es gewagt, sich für die Belange der Schwarzen zu engagieren – und wurde dafür durch den Fleischwolf gedreht.

Kristen Stewart (bekanntgeworden durch die «Twilight»-Filme), die so unnachahmlich ihre Blicke durch ihre Lider tröpfeln lassen kann wie eine kostbare Flüssigkeit, spielt Jean Seberg. Eine ideale Besetzung mit Tücken. Mag die Ähnlichkeit erstaunlich sein, Kristens Ausdruckskraft ist so präsent, dass sie Seberg fast wegdrückt. Olivier Assayas hat Stewarts Potenzial in ihrer vertrackten Mixtur aus Wolkenlosigkeit und Verhangenheit in «Clouds of Sils Maria» (2014) und «Personal Shopper» (2016) ideal einzusetzen gewusst. Da war sie aber sie selbst. In «Jean Seberg – Against All Enemies» muss sie eine Unangepasste der sechziger und siebziger Jahre «zurückholen».

Seberg, die ihr Leben als Inszenierung des Selbst verstand und früh das Gefühl bekam, in der ganzen Welt zu Hause zu sein, war sozial ungebunden und setzte sich unbekümmert für die Black-Panther-Bewegung ein. Warum sie darauf verfolgt und verleumdet wurde, kapierte sie nicht. Was heute Facebook, Twitter und Co. erledigen, besorgten damals die guten alten Medien Presse, Radio, TV nicht weniger effizient. Erst wurde sie in Hollywood von Otto Preminger malträtiert, der sie blutjung zum Film geholt hatte, dann von den US-Behörden.

Sie flüchtete nach Frankreich, nach Nizza, aber da sie vertraglich an Preminger gebunden war, musste sie immer wieder in die USA zurück und lernte dabei Hakim Jamal (Anthony Mackie) kennen, einen engen Vertrauten von Malcolm X; daraus wurde eine Affäre, die beide in die Bredouille brachte und das FBI auf den Plan rief. J. Edgar Hoover persönlich sah in der Schauspielerin ein ideales Bauernopfer, um mit ihr die Bürgerrechtsbewegung als nicht nur politisch, sondern auch sittlich verkommen zu diskreditieren.

Nirgends Schutz und Deckung

Vieles an «Jean Seberg – Against All Enemies» bleibt verwirrend, auch das Verhältnis zu ihrem Ehemann Romain Gary, dem Schriftsteller und Regisseur, der mit ihr Filme drehte («Kill!», 1971). Der australische Regisseur Benedict Andrews, der als Bühnenregisseur gross wurde, kreist das Schlachtfeld von Verfolgung und Verleumdung ein, auf dem das Opfer keine

Chance hat. Seberg sieht überall Abhörwanzen, findet nirgends Schutz und Deckung, kaum einer glaubt ihr. Schliesslich sucht sie Trost im Alkohol und bei Männern.

Dank Kirsten Stewarts Parforce-Spiessrutenlauf kommt zuweilen fiebrige Intensität auf. Nur setzt der Film zu viel voraus. So beginnt er mit einem Ausschnitt aus «Saint Joan», ohne dass näher darauf eingegangen würde. Die Anspielung will sagen: Auch im realen Leben blieb Jean Seberg eine malträtierte Heilige.

Geboren wurde sie 1938 in Iowa als Tochter eines Pharmazeuten und einer Lehrerin, studierte Kunst an der University of Iowa und be-



Idealbesetzung mit Tücken: Kirsten Stewart in «Jean Seberg – Against all Enemies».

warb sich als Achtzehnjährige unter 18 000 für die heilige Johanna in Otto Premingers «Saint Joan»-Projekt 1957, nach George Bernard Shaws Bühnenstück von Graham Greene für den Film adaptiert. Der gebürtige Wiener Otto Preminger («The Man with the Golden Arm»), ein in Hollywood gefürchteter Regisseur («Otto der

Seberg war eine Art Lehrstück des Scheiterns: der Star, der kein Star wurde.

Schreckliche»), wählte Jean wegen ihres «zerbrechlichen» und «wundersamen» Ausdrucks. Bei den Dreharbeiten musste sie so manche Tortur über sich ergehen lassen, selbst leichte Verbrennungen, weil Preminger, der «letzte Dinosaurier Hollywoods», wie man ihn in der Branche spöttisch nannte, für den Scheiterhaufen auf einem echten Feuer bestand.

Danach wollte Seberg nur noch weg und ging nach Frankreich. Ein Jahr darauf drehte sie mit Preminger in Paris «Bonjour Tristesse». Dann kam der Rebell Godard, der «Saint Joan» ziemlich albern fand, nicht aber die Titelheldin. Sie schien ihm genau die Richtige für eine traumverlorene «Heilige» in den Strassen von Paris, die an einen Autodieb gerät, sich verliebt, aber ihre Freiheit nicht aufgeben will. Eine Naive in der Fremde, in einer Welt aus Glas. Godard,

der schon mit seinem Debüt «A bout de souffle» gegen die Konvention inszenierte, macht sie zu einer verrückten Figur, der Zeit weit voraus.

Abstieg in die zweite Liga

Mit 21 heiratet sie einen französischen Anwalt, lernt den Ex-Diplomaten und Autor Romain Gary kennen, bekommt einen Sohn mit ihm, lässt sich scheiden und heiratet Gary. Die Rollenangebote, die sie erhält, stufen sie immer mehr in die zweite Liga zurück. Sie stürzt sich in sexuelle Affären (unter anderem mit Clint Eastwood) und in politische mit der Black-Panther-Bewegung. Dabei driftet sie immer weiter von Sohn und Gatte weg, bis sich Romain Gary scheiden lässt. Sie heiratet noch einmal, den Filmemacher Dennis Berry, und verliert allmählich den Boden unter den Füßen.

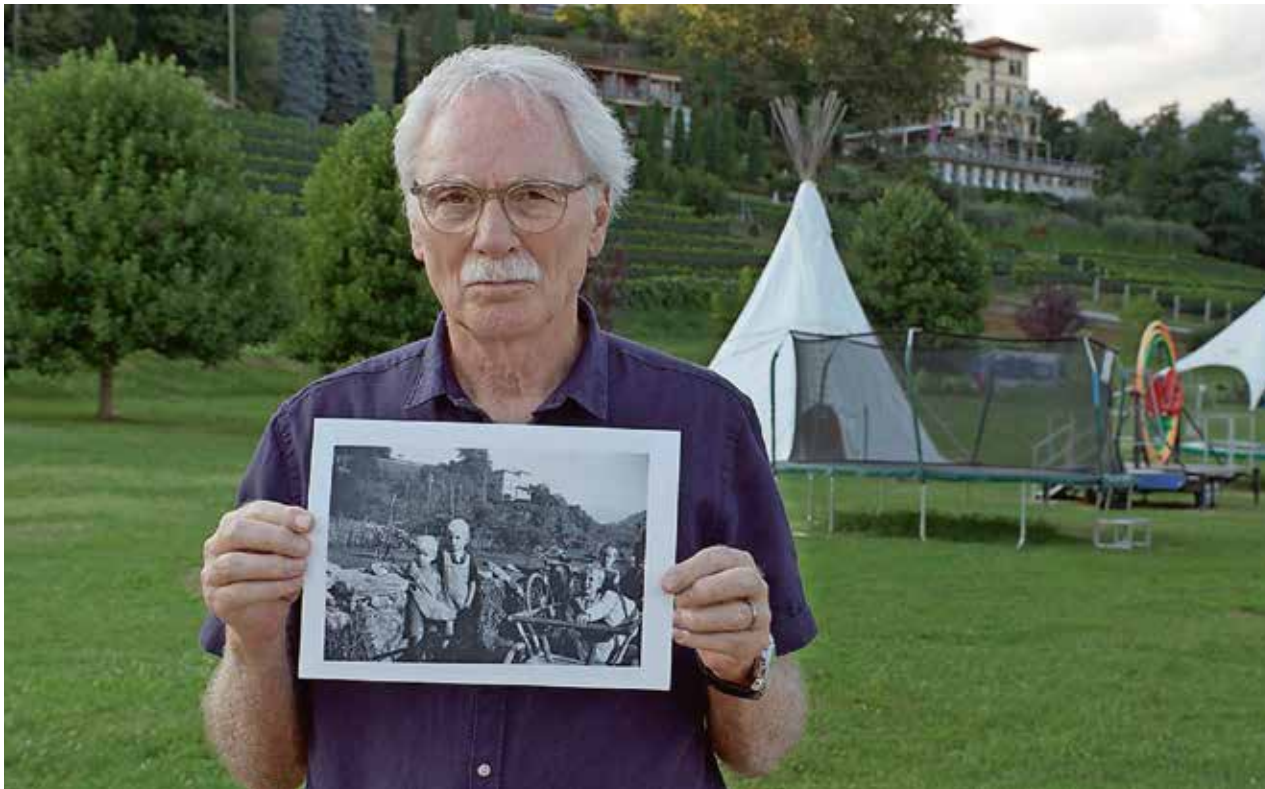
Bei den Dreharbeiten zum Western «Macho Callahan» (1970) wird sie schwanger, das FBI erfährt durch die angezapften Telefone davon und setzt die Behauptung in die Welt, sie bekomme von einem Black-Panther-Aktivisten ein schwarzes Kind. Die Kolumnistin Joyce Haber schreibt darüber, ohne Sebergs Namen zu nennen, aber so, dass jeder weiss, um wen es geht; der *Hollywood Reporter* greift die Story auf, und *Newsweek* nennt darauf den Namen. Die Verbrennung der «Hexe» beginnt.

Das FBI wusste, in welchem labilem Gemütszustand sie sich befand, und heizte die Verleumdung an. Hoover und seine Leute wussten zwar, dass das Kind nicht von einem Schwarzen stammen konnte (Seberg wurde rund um die Uhr observiert), gaben aber ihr Einverständnis, die Lüge weiterzuverbreiten. Jean erlitt durch die öffentliche Vernichtung eine Totgeburt, aber um der Welt zu beweisen, dass das Mädchen weiss war, liess sie es in einem gläsernen Sarg beerdigen.

Alkohol, Männer, Selbstmordversuche

Da war Jean Seberg schon am Boden, flüchtete sich in den Alkohol, zu Männern und versuchte mehrmals, sich umzubringen. Ihr Sohn Alexandre Diego Gary aus ihrer Ehe mit Romain Gary, der heute in Spanien lebt und vor Jahren ein Buch über seine Eltern schrieb, ist felsenfest überzeugt, dass sein Vater, der sich fünfzehn Monate nach Jeans Suizid das Leben nahm, wegen ihr den Freitod wählte, obwohl er die Notiz hinterlassen hat: «Keine Verbindung zu Jean Seberg. Liebhaber von gebrochenen Herzen werden freundlich gebeten, anderswo zu gucken.»

«Ich frage mich», sagte der US-Schriftsteller Jerome Charyn, «ob sie ihre Psychose nicht auch ohne das FBI bekommen hätte. Seit «Saint Joan» war sie eine Art Lehrstück des Scheiterns: der Star, der kein Star wurde, wie ein tödliches Märchen.»



Fühlte sich schuldig an seinem Schicksal: Sergio Devecchi, ehemaliger Zögling, im Film «Hexenkinder».

Film Im Schatten der Angst

Peter Keller

Die Hexenkinder (CH, 2020)

Buch und Regie: Edwin Beeler. Mit Marie-Lies Birchler, Annemarie Iten-Kälin, Sergio Devecchi, Willy Mischler, Pedro Raas

Verstossen, verschmäht, fremdplatziert. Da ist Peter, ein «Kind der Schande», wie es damals hiess. Seine Mutter gibt den unehelich geborenen Sohn weg mit gerade einmal fünf Wochen. Der Kleine kommt ins Waisenhaus von Einsiedeln, geführt von den Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz, einer katholischen Ordensgemeinschaft. Von dieser heiligen Barmherzigkeit spürt Peter «Pedro» Raas wenig. Wenn er nicht so tut, wie er tun sollte, muss er niederknien und bekommt Schläge von der «Bubenschwester», bis ihre Hand erschöpft niedersinkt. Er atmet tief in seiner Erinnerung. «Ich rieche noch den Schweiss.»

Sie müssen unsichtbar bleiben

Pedro Raas ist einer von fünf ehemaligen Zöglingen, die der Filmemacher Edwin Beeler in seinem neuen Werk «Hexenkinder» erzählen lässt. Sie waren Waisen oder ausserhehlich geboren, sie kamen aus zerrütteten Familien und wurden meist kirchlich geführten Einrichtungen

übergeben, erlebten dort in den fünfziger und sechziger Jahren viel Gewalt und wenig Zuneigung. Jetzt dürfen sie endlich erzählen, behutsam begleitet von der Kamera Edwin Beelers.

Zum Beispiel Sergio Devecchi. Er wächst in Pura im Tessin auf und dann im bündnerischen Zizers, es sind Heime der evangelikal geprägten «Gott hilft»-Stiftung. Erst als er in die Schule kommt und mit «normalen» Kindern Umgang hat, begreift er, dass er keine Eltern hat, und betet zu Gott, dass dieser ihm Mutter und Vater geben möge. Er fühlt sich schuldig an seinem Schicksal. Aber man hat zu gehorchen und keine Fragen zu stellen. Devecchi wird später

Beelers Stärke: die ausserordentliche Begabung, dass Menschen sich ihm gegenüber öffnen.

selber Heimleiter, verschweigt aber seine Vergangenheit, er will nicht noch als Erwachsener der «verschupfte Heimbub» sein. Ein Leben im Schatten der Angst.

Schweigen, wegsperren, aus den Augen. Vom Vater verleugnet, von der Mutter verstossen, muss der uneheliche Sergio aus der Familie verschwinden. In Einsiedeln dürfen die Heimkinder nicht den gleichen Schulweg wie ihre Kameraden aus dem Dorf gehen. Sie müssen hintenrum, unsichtbar bleiben in ihren schäbigen Kleidern, man will der Bevölkerung den beschämenden Anblick der Zöglinge ersparen.

Der Mensch entsteht im Erzählen. Oder verkümmert im Ungesagten. Es gibt eine Frage, um die der Film immer wieder kreist: Wie war eigentlich dieser Peter? Oder Marie-Lies mit ihrem wilden Rotschopf, die immer wieder zu hören bekam: «Du bist nichts und wirst nichts»? Was dachten und fühlten sie? Wer waren sie wirklich? Es gibt keine Mutter, die berichten könnte, fast keine Fotos aus der Zeit, nichts von dieser kleinen grossen Welt, die eine Familie ausmacht und die in der gemeinsamen Erzählung entsteht.

Verstörender Vergleich

Edwin Beeler begleitet seine Protagonisten in die Archive, wo sie mit ihren Akten konfrontiert werden. Sie erfahren, wie Gemeinden sich stritten, wer das Waisenkind aufnehmen – und finanzieren – müsse. Von den erlittenen Miss-handlungen sind höchstens Andeutungen zu finden.

Den Kindern gewidmet sind nicht viel mehr als ein paar Seiten in den Berichten, und wie im Film der Historiker Markus Furrer ausführt, sagen diese sogenannten Zöglings-Akten mehr über das Denken der Behörden aus als über die betroffenen Kinder. Diese erhalten eine amtliche Prägung, die über die Jahre aufrechterhalten wird und sie in ihrem Weg durch die Heime und Schulen verfolgt.

Aus Schicksalen werden Fälle, werden Akten. Indem Beeler die ehemaligen Heimkinder erzählen lässt, entstehen aus Akten wieder Menschen.

Eher verstörend wirkt der Titel des Films: «Hexenkinder» sind bis in die frühe Neuzeit verfolgte Minderjährige, die der Zauberei verdächtigt und teilweise hingerichtet wurden. Beeler lässt auch aus ihren Akten vorlesen, und er will damit eine Kontinuität aufzeigen: wie vor allem Kinder der Unterschicht zu Opfern religiöser Wahnvorstellungen wurden, wie die «gottgewollte» Zuchtungspädagogik bis in die jüngere Gegenwart wirkte. Doch der historische Bezug bleibt schwierig und wirkt in seiner Auswahl eher willkürlich als klärend: Die eingestreuten Beispiele stammen alle aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, als die Pest in der Schweiz wütete und die Bevölkerung bis zum Exzess hysterisierte.

Die Erzählungen der ehemaligen Heimkinder hätten diese allzu grobschlächtige historische Aufladung nicht nötig. Edwin Beeler Stärke liegt gerade in seiner Zurückhaltung, die auch diesen Film auszeichnet, seiner sanften Bildsprache und der ausserordentlichen Begabung, dass Menschen, die sich kaum jemandem anvertrauen konnten, sich ihm gegenüber öffnen. Damit bleibt «Hexenkinder» eines der wichtigsten Schweizer Zeugnisse der letzten Jahre.

Theater Aktivisten-Bingo im Niederdorf

Roman Zeller

Protest 1980: Regie: Michiel Vandevelde.
Theater Neumarkt, Zürich

Zwar dient das Theater Neumarkt an diesem Abend seiner Funktion, dem Schauspiel, das Gebäude könnte aber geradeso gut von Linksautonomen besetzt sein: Spruchbänder mit markigen Parolen hängen von der Fassade, Unmut wird geäussert, Veränderung gefordert. Das Haus im Zürcher Niederdorf könnte, glaubt man einem Spruch, im Bann der Antifa sein.

Was rebellisch anmutet, ist die inszenierte Einstimmung zu «Protest 1980», dem Stück, das an die Opernhauskrawalle erinnern sollte. Und als wären Streiks nicht allgegenwärtig genug, förderten die Kulturämter von Stadt und Kanton eine regelrechte Tour d'Horizon von allmöglichen, vor allem aber zeitgemässen Strassenbewegungen – anstatt einer artistischen Rückblende.

Das Aktivisten-Bingo mit ungezählten Kampfparolen und Schlagworten beginnt im Treppengang. «Vermummungspflicht» lautet die Aufforderung, eine Maske aufzusetzen, dann kann man im Theatersaal Platz nehmen. Wo sich sonst eine bürgerliche Zunft trifft, hocken Zuschauer auf Kissens am Boden. Einzig

die Platzzahl ist beschränkt – Corona-bedingt. Wo man sitzt, ist frei und der persönlichen Entfaltung überlassen, so wie sie im Stück zelebriert wird.

Die Vorstellung zieht sich dann von einer Streikgeschichte zur nächsten: Sieben Personen, aus drei Generationen stammend, erzählen von ihrem Aktivisten-Dasein. Eine Zwanzigjährige leitet ihre Rede mit der Flüchtlingskrise ein, die sie politisierte. «Refugees welcome», habe sie 2015 skandiert, während sie die Polizei auf der Gegenseite verängstigte. Heute hilft sie Flüchtlingen in ihrem Stadtkreis. Dazu setzt sie sich für den Klimastreik und für «Black Lives Matter» ein. Ihre Leidenschaft sei, und das führt sie eindrücklich gesanglich vor, klassische Musik – ein Minimal-konnex zur Oper und zum Opernhaus, vor dem in den Achtzigern die Krawalle stattfanden.

Weiterstreiken!

Beim gleichaltrigen Dario sind es die kämpferischen Parolen, die ihn mit der Bewegung von damals verbinden. Der Klimaaktivist fühlt sich zum Aufstand verpflichtet, sein Studium habe er dafür geopfert. Dass er bis zum Äussersten geht, zeigt ein Film, in dem er von Polizisten weggeschleppt wird. Seinen Auftritt beendet er mit mahnenden Worten gegen die «kaputte Welt», in der wir leben, den «Scheisskapitalismus», Ursprung allen Elends. Mitgenommen spricht er über die Obdachlosen in Moria, für die vor wenigen Stunden eine Demo durch Zürich zog. «Europa versagt», so Dario. Er ballt die Faust: «Solidarität.»

Zwischendurch – und für die Provokationsflut wenig überraschend – wird eine Anleitung für Molotowcocktails eingespielt, direkt aus dem «anarchistischen Kochstudio»: eine Drei-Dezi-Flasche, Sprit und eine Baumwolllunte – voilà. Wie man Farbbomben aus Eiern bastelt, amüsiert die Zuschauer. Ein Aktivist bläst die Schalen aus, verklebt die mit Farbe gefüllten Eier und signalisiert: wurfbereit.

Zwei Schauspieler – besser: Aktivisten – berichten tatsächlich von den Achtzigern und aus der Anonymität des damaligen Mobs. Eine Frau, die viel flucht, zieht – nebst allem, was sie sonst stört auf der Welt – über die rot-rot-grüne Zürcher Stadtregierung her. Seit dreissig Jahren, seit dem Umschwung von bürgerlich zu links, habe sich nichts, gar nichts geändert – «nicht einmal Velowege von A nach B».

Daher lautet das Fazit: weiterstreiken, den Protest gegen Staat und System aufrecht erhalten. Ein Ziel habe man nicht, gesteht eine junge Aktivistin. Dann wird es dunkel, laute Elektromusik ertönt, Rauchschwaden ziehen in den Saal. Die Protestler tanzen ausgelassen, hemmungslos, *freedom* halt. Nur wenige Zuschauer schliessen sich an – nicht einmal SP-Nationalrat und Ex-Juso-Präsident Fabian Molina.

Podcast Wahre Krimis

Katharina Fontana

Zeit Verbrechen: Kriminalpodcast.
Von Sabine Rückert und Andreas Sentker

Was bringt eine junge Mutter dazu, ihr Baby zu töten und ein paar Monate später auch ihr älteres zweites Kind? Wieso wurde nach dem ersten Todesfall niemand misstrauisch, dass es sich um ein Verbrechen handeln könnte? Und welches ist die düstere Familiengeschichte, unter der die Täterin als Kind selber gelitten hat? Wer sich für solche wahre Kriminalfälle interessiert, der kann mit dem Podcast «Zeit Verbrechen» viele interessante Stunden erleben.

Den Podcast gibt es seit 2018. Die Macher sind Journalisten bei der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit*. Sabine Rückert ist preisgekrönte Gerichtsreporterin, die unzählige Strafprozesse mitverfolgt hat und für den Kriminalpodcast aus dem Vollen schöpfen kann. Einen Grossteil der Fälle, die sie mit ihrem Kollegen vorstellt, hat sie selber journalistisch begleitet und recherchiert, andere lässt sie von Gästen erzählen.

Rückert scheint ein Faible zu haben für Kriminalfälle, die oft nur als Randnotiz in den Zeitungen erscheinen: ein junger Mann, der am Arbeitsplatz erbarmungslos geplatzt wird; ein Rentner, der spurlos verschwindet; ein Jugendlicher, der auf einer Landstrasse stirbt. Daneben beschäftigt sich der Podcast auch mit spektakulären Delikten, die monatelang für Schlagzeilen sorgten – etwa der Anschlag eines Islamisten auf dem Berliner Weihnachtsmarkt oder die Entführung des Millionärs Jan Philipp Reemtsma. Es ist ein abwechslungsreicher Mix aus Abgründigem, der einem präsentiert wird und bei dem der Blick vom Täter zum Opfer und zu den Justizvertretern hin- und herwechselt.

Alle zwei Wochen kann man sich eine neue Folge anhören. Die Sendungen sind unterhaltsam und nüchtern zugleich, kommen ohne nachgespielte Szenen oder Interviews aus, sondern leben von der angeregten Erzählung des Duos Rückert und Sentker, das zwischendurch auch live auftritt. Man hört den beiden gerne dabei zu, wie sie das jeweilige Verbrechen schildern und sich dann tief und tiefer in das Dossier hineingraben. Teils so tief, dass es – wie beim Fall einer jungen Frau, die ihren Vater und ihren Onkel durch falsche Anschuldigungen hinter Gitter bringt – mehrere Folgen braucht, bis das Geschehen in all seinen Verästelungen zu Ende erzählt ist. Langweilig wird das nie.

«Zeit Verbrechen» wurde 2020 mit dem Deutschen Podcast-Preis für die beste journalistische Leistung ausgezeichnet. Die grosse Fangemeinde findet: absolut verdient.

Volksmusik

«Die Alten sind unsere Bücher»

Thomas Wördehoff

«75 Rosen»: Musik und Lyrik von Roma, Sinti und Jenischen. Mit Markus Reinhardt und Rudi Rumstajn. Kreuzgang des Grossmünsters, Zürich, 12. September

Spätsommersonne, leichte Brise, flanierende Passanten mit Glace oder Limonade. Samstag-nachmittag in Zürich, im Kreuzgang ist ein Konzert mit poetischem Titel angesagt, «75 Rosen». Das Grossmünster ist ein Wahrzeichen für Zürich, und sein Kreuzgang steht für die gemessene Ruhe innerer Einkehr. Sich bei diesem Wetter dort aufzuhalten, bedeutet geradezu zwangsläufig, den Alltag hinter sich zu lassen. Im Inneren sind in strenger Symmetrie vier quadratische Beete mit seltenen Pflanzen und Gräsern angeordnet. In dieser Beschaulichkeit nehmen pünktlich um 14 Uhr einige Musiker Aufstellung, das Konzert kann beginnen.

«Wagen, beladen mit Schmerz»

Es gehe hier um die «Versöhnungspraxis» der Gläubigen, sagt der Hausherr, Pfarrer Christoph Sigrist, zur Begrüssung, um die Schuld, die man auch hier auf sich geladen habe. Beispielsweise hatten Anfang des 16. Jahrhunderts Reformationsgläubige Menschen anderer Religionen systematisch «in der Limmat ersäuft». Dann schlüsselt Sigrist das Bild der «75 Rosen» auf: fünfundsiebzig Rosen – je eine für jedes Jahr seit der Befreiung der Konzentrationslager. Und dieses Konzert sei den vor einem Dreivierteljahrhundert ermordeten Sinti, Roma und Jenischen gewidmet.

Eine sämige Sühneandacht hätte es werden können, doch das, was folgte, kam ohne Beklommenheit aus. Der Geiger Markus Reinhardt spielte zunächst mit dem Gitarristen Rudi Rumstajn Lieder aus dem Fundus ihrer Kultur oder auch Eigenkompositionen – angesiedelt zwischen Swing und Balkan. Rein-

hardt ist Sinto und ein Grossneffe des legendären Django Reinhardt, was an diesem Nachmittag keine nostalgische Rolle spielte.

Etwa fünfzig Menschen jeden Alters waren gekommen. Einige hatten sich feingemacht, sich nicht unbedingt formell gekleidet, aber fein; manche waren wunderbar aufgedonnert. Ein paar Kinder jagten in den Beeten nach Wespen, Mütter versuchten, ihren Nachwuchs zu bändigen. Zwischen den Stücken wurden Gedichte vorgetragen, nicht alles war gut zu verstehen. Satzketten wie «Wagen, beladen mit Schmerz und Liebe» oder «Wie sehr lügen die doch, die sagen, die Zeit heilt alle Wunden» oder «Eine Rose auf den blutigen Lippen» drangen ans Ohr.

Der Ablauf der Veranstaltung war sichtlich nicht geprobt, die Musiker sind erst in der Früh angereist. Man spricht und spielt auf Zuruf, so kommt keine unnötige Feierlichkeit auf. Eine zwanglose Mischung aus Nachdenklichkeit,

Die eigentliche Katastrophe des Dritten Reiches sei «die Vernichtung unseres Wissens».

Melancholie und entrückter Heiterkeit breitet sich aus, ohne Niedergeschlagenheit; obwohl einige unter den Gästen sind, deren Familien zu den Betroffenen gehören. Bei manchen Liedern, die von Rudi Rumstajn aufgedreht mit den verrauchten Fetzen seines imponierenden Baritons gesungen werden, bewegen sie gedankenverloren die Lippen.

Und dann erzählt Markus Reinhardt von seiner Familie und dem tiefen Einschnitt in ihrer Geschichte. Ein Bericht, nichts weiter. Dass die Hälfte seiner Verwandten in Auschwitz erschlagen wurde und wie der Grossvater dann beschlossen hatte: Die, die hier lebend herauskommen, sollen sich in Köln treffen. Und so kam es dann auch: Als der Albtraum vorüber war, wanderte der überlebende Rest der Familie von Auschwitz nach Köln. Reinhardts Vorhaben, «mit dem Zigeunerwagen» die gleiche Strecke mit der Familie und den Kindern zurückzulegen, will er in zwei Jahren durchführen. «Ich freue mich darauf!»

Reinhardt verhandelte die Ermordung der Seinen mit geradezu beiläufiger Sachlichkeit: «Es ist nicht nur Sache der Zigeuner, es geht die ganze Gesellschaft an!» Von Anklage war hier keine Spur. Und dann waren wieder ein paar Fetzen aus einem Gedicht zu hören: «Schneller, schneller lauf ich durch den Wald / Läuft da nicht jemand mit?» und «Weg, nur weg!»

Es war der klare, oftmals erstaunte Blick in die Vergangenheit, der verstören konnte, weil er das Grauen der Routine entriss. Ein zunächst rätselhaftes und lakonisches Bild, das Reinhardt ganz nebenbei fallenliess, prägte sich nachdrücklich ein: «Die Alten sind unse-

re Bücher.» Die Auflösung leuchtet durchaus ein: «Unsere Sprache ist keine Schriftsprache – alles wird mündlich überliefert.» Die eigentliche Katastrophe des Dritten Reiches sei somit «die Vernichtung unseres Wissens». Da kommt man ins Frösteln.

Irgendwann spielen sie dann «I Will Survive», die Disco-Hymne der Schwulen aus den Siebzigern, und schon nach kurzer Zeit hat man das glitzernde Talmi des Originals vergessen: Da stehen einfach ein paar bestens aufgelegte Musiker in diesem Kreuzgang, hauen auf den Putz und fiedeln voller Übermut ihre Lebensfreude vor sich hin, mit einer Kraft und einer unbekümmerten Chuzpe, die einfach mitreisst. Ihre Lust am Leben ist da. Egal, was passiert. Das ist ansteckend.

Pop

Selbstliebe durch Selbstberührung

Anton Beck

Nasty Cherry: Season 2.
Atlantic Records UK

Popmusik besitzt die faszinierende Fähigkeit, traurige Momente zu packen, als handle es sich um Zauberwürfel, an ihnen herumzudrehen und schliesslich ein neues, buntes Muster zu erschaffen – fern von allem Kummer. Doch Popbands im herkömmlichen Sinne, eine Handvoll Männer oder Frauen, die sich mit Instrumenten und gefärbten Haaren auf die Bühne stellen, sind selten geworden; sie wirken 90er-Jahre-mässig zwischen all den DJs und Rappern von heute, irgendwie aus der Zeit gefallen.

Die Girl-Band Nasty Cherry entstand nicht zufällig. Sie ist ein Projekt der britischen Pop-Ikone Charli XCX, die 2019 vier ihrer Freundinnen zusammenbrachte und sich mit ihnen die Frage stellte, was es brauche, um in unserer Zeit als Popband bestehen zu können. Das Ganze wurde gefilmt und gleicht einer Reality-TV-Show (weshalb das neue Kurzalbum auch den Titel «Season 2» trägt). All dem zum Trotz fasziniert Nasty Cherry vor allem mit fantastischen Songs, mit dieser überraschenden Einfachheit einer E-Gitarre, eines E-Basses, eines Schlagzeugs und der frechen, kratzigen Stimme der Sängerin Gabriette Bechtel.

Damit das dennoch nicht altbacken klingt, taucht hin und wieder eine Autotune-Note auf oder ein modern anmutender Techno-Sound – doch immer sehr dezent, fast schon bescheiden und keinesfalls direkt. Ganz anders als die Texte: «I'm addicted, hooked on it, when I touch myself», heisst es im Song «I Am King». Auch ein passendes Quarantäne-Video haben





Tief in ihrem Mantra verankert: Girl-Band Nasty Cherry.

die vier zum Song gedreht – eingeschlossen in ihre Zimmer, schminken sie sich, machen Yoga oder checken ihre Smartphones.

Doch auch die erwähnte Tristesse, die der Pop verpacken kann, fehlt nicht. Songs wie «Shoulda Known Better» sind bei genauerem Hinhören nämlich gar nicht so sorglos, wie das simple Gitarrenriff vermuten lässt: «I told you, I like you for who you are, but you didn't drink up.» Sich jemandem zu öffnen und abgewiesen zu werden, ist nicht immer mit einem Schulterzucken zu verarbeiten, Nasty Cherry bemühen sich dennoch, es so klingen zu lassen: «Take a shot 'cause I know that you'll miss me.»

Liebe ist nicht erstrebenswert

Ohnehin erweckt «Season 2» den Eindruck, dass die Liebe, die sich viele von anderen so sehr ersehnen, vielleicht gar nicht so erstrebenswert ist. Lediglich die Ballade «Better Run» klingt schwer und traurig, verrät, dass diese

erzwungene Fröhlichkeit nicht immer gut funktioniert, dass es in der inneren Emotionsküche eben doch brodelt. Doch schon auf dem darauffolgenden «Just the Way You Like It» wird sämtliche Fragilität wieder mit einem «Take our pill and swallow» beiseitegewischt.

Auf jemanden angewiesen sein, um sich vollständig zu fühlen? Oder einen Freitagabend bloss mit der Seelenverwandtschaft verbringen können? Fünf Songs reichen Nasty Cherry, um die Botschaft zu vermitteln, dass sie all das nicht brauchen. Die vier Freundinnen haben sich selbst, sie haben ihr Girl-Quartett, und Gabriette Bechtel singt so glaubhaft über die Vorzüge des Alleinseins und des Masturbierens wie wohl noch niemand vor ihr; sie klingt dabei absolut entspannt, tief in ihrem Mantra verankert. «Season 2» lässt sich als Statement dafür lesen, dass Popmusik nach wie vor aktuell sein kann und die Liebesform der Stunde die Selbstliebe ist. In jeder Beziehung.

Jazz

New Orleans–Rütli und zurück

Peter Rüedi

Daniel Humair, Samuel Blaser, Heiri Känzig:
1291. Outhere OTN 633

Sogar für Daniel Humair, mit 82 der impulsivste, vitalste, swingendste und witzigste Dynamit-Grossvater des europäischen Jazz-Schlagzeugs – sogar für den in Genf geborenen Wahlpariser war dieses Unternehmen neu.

Als von Vertretern verschiedenster Stilrichtungen begehrter Partner spielte er in unzähligen Trios, auch in solchen ohne ein Harmonieinstrument. Ein Trio bestehend aus Posaune, Bass und Drums war auch für ihn eine neue, belebende Herausforderung. (Wiewohl es auch davon berühmte Beispiele gibt: etwa Albert Mangelsdorffs Album «The Wide Point» mit Elvin Jones und Palle Danielson.)

Die Kleinstformation Samuel Blaser (geb. 1981), Heiri Känzig (geb. 1957) und er selbst ist an sich eine Art nationales Projekt im Schweizer Jazz, ein Gipfeltreffen dreier weltweit renommierter Spitzenkünstler. Nun trägt ihre neue CD zusätzlich den Titel «1291», und sie enthält nicht nur das legendäre «Guggisberglied» und eine gregorianische Annäherung an den heiligen Guillaume de Neuchâtel (12. Jahrhundert: Posaunist Blaser liebte es schon in seiner Formation «Consort in Motion», sich in spätmittelalterlicher Musik zu spiegeln), sondern auch eine sehr freie Version des «Cantique suisse», des Schweizer Psalms. Nicht ohne subtile Ironie in frei verspielten Passagen, aber ohne Veräppelung der nationalen Hymne, die ja, von ihren entsetzlichen Lyrics befreit, durchaus ihre musikalischen Qualitäten hat. Natürlich lösen die drei (wie bei anderer Gelegenheit auch) das durchgehende Metrum auf, den gravitätischen Gleichschritt, so gut geeignet für das Abschreiten von Ehrenformationen bei Staatsempfängen.

Der andere Pol dieser Sammlung ebenso konzentrierter wie entfesselter, immer überraschender Musik ist eine spielerische, aber auch respektvolle Annäherung an den alten Jazz, genauer: an die brachiale Posaunenkunst von Kid Ory. Auch da werden einige heilige Kühe geschlachtet, etwa ein durchgehender Swing; aber auch die Verlangsamungen, die vielen Tempowechsel in den zum Teil mehrfachen Angängen an Reliquien wie «Original Dixieland One-Step», Sidney Bechets «Les Oignons» oder den Knüller «High Society» sind fern aller Denunziation, vielmehr so etwas wie die Entdeckung von Tradition aus dem Geist des freien Jazz. Ein hell lodernendes Vergnügen, diese Reise von New Orleans auf das Rütli und zurück.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT Ibiza–Laax einfach

Mark van Huissingeling

Vergangene Woche war ich in Laax, wieder mal. Wir haben dort eine Ferienwohnung seit drei Jahren. Genau, zuvor war's Ibiza – die treuesten MvH-Leserinnen und -Leser erinnern sich –, jetzt ist's Surselva. Weshalb? «Weil Laax so was wie Ibiza auf Schnee ist», antworte ich manchmal. Und man aus Zürich kaum mehr auf die Insel kommt, seit Air Berlin aufgegeben hat, jedenfalls in der empfehlenswerten *off-season* (November bis April). Und man mit einem eigenen Kleinkind nicht mehr so beweglich ist. Und so weiter.

Dazu kam ein Angebot in Laax unter dem Marktpreis. Mit anderen Worten: Man hat mich gezwungen mit Geld. Und dann natürlich die Entwicklung von Ibiza. Ich meine, ich habe die Insel 2011 nicht ausgewählt wegen der Ruhe, des warmen Lichts oder des Vipassana-Retreat-Angebots. Aber wie der Fremdenverkehr dort bis 2018, als ich ausstieg, sagen wir, «intensiviert» wurde, war wirklich nicht zum Vorteil von Aufenthaltern, die ab und zu schlafen, nachdenken oder sich auf der Terrasse ihrer Immobilie unterhalten wollten. «Ibiza – eine Insel ertrinkt im Mehr» war die Headline einer deutschen Zeitung.

Last, but not least der Erfindungsreichtum dortiger Politiker: jedes Jahr eine neue Steuer für «reiche» Ausländer. Ich würde es, nebenbei erwähnt, genauso machen, wenn ich was zu sagen hätte in einem Land, das pleite ist, und wiedergewählt werden möchte. Doch wenn man der «reiche» Ausländer ist, fällt es einem auf die Nerven respektive wird zu teuer (sogar Bündner Behörden können in dieser Hinsicht von den Spaniern lernen).

Ich bin keiner, nur zum Sagen, der, nachdem er sein Zelt verkauft und aufs Lagerfeuer *gebrünzelt* hat, verbreitet, es sei sowieso schon lange

das meiste schlecht gewesen et cetera. Ich war seither noch ein paarmal auf Ibiza – nicht dieses Jahr, *naturalmente* –, ich fand's jeweils super, ich brenne immer noch für die Insel. Jetzt geht's mich ja nichts mehr an, wenn wieder ein Lieblingslokal zu- und stattdessen der neuste Ableger einer weiteren Kette aufmacht. Meinem Immobilienwert schadet es nicht länger, wenn erneut aus einem Laden in Hörweite, der Sandalen von Hand herstellte oder was Ähnliches, eine Bar wird, deren Betreiber sich nicht an die Lärmgrenzwerte halten.

Darum also statt Haus(teil) am Meer nun Wohnung auf dem Berg, 250 oder so Meter oberhalb der Luftseilbahn-Talstation Laax-Murschetz: unverbaubare Eine-Million-Franken-Fernsicht, garantiert ruhig, klimawandelresistent bis wenigstens 2070 und erst noch eins der letzten *ski-in-ski-out properties*, das heisst, man kann (sozusagen) aus dem Haus auf die Piste fahren und umgekehrt. Damit wir uns richtig verstehen: Ich will die Immobilie nicht verkaufen, sondern hier bloss unseren ziemlich neuen Zweitwohnsitz besingen.

Dass die Aufenthaltsqualität winters hoch ist in Bündner Tälern, wusste ich schon, ich war fünfzehn Jahre lang St.-Moritz-Tourist. Doch auf den Bergsommer konnte ich die längste Zeit verzichten, meinte ich. In jüngster Vergangenheit, und ich rede nicht bloss vom hinter uns liegenden Seuchensommer, lernte ich diesen aber schätzen. In unserer Ecke beispielsweise gibt es mehrere Seen, darunter den Cresta- und den Caumasee; Letzterer ist *most instagrammable*, leider, das heisst, er wird von vielen Menschen bloss aufgesucht, damit sie ein Bild von, vor allem, sich sowie dem (auch ohne Photoshop) leuchtend grünen Gewässer machen und dieses anschliessend auf sozialen Medienkanälen hochladen können.

Mein Favorit ist sowieso der Laaxersee. Ein Badesee, wie man ihn eigentlich bloss aus Kindheitserinnerungen kennt, die man über Jahrzehnte idealisiert hat. Dieser hier existiert aber tatsächlich – er ist ein bisschen grösser als zwei Fussballfelder, mit sauber wirkendem Wasser von angenehmer Temperatur, Schilf am Ufer, Bootsvermietung. Ferner sind die Anlagen, die die reiche Gemeinde mit dem Geld der zirka 80 Prozent Zweitwohnungseigentümer (Zürcher Zahnärzte, Bankangestellte, freie Journalisten und andere Gutverdiener/-steuerzahler) unter den Gästen laufend baut/erneuert/verbessert,

nur schwer zu überbieten. Seit neustem gibt's ein in geschmackvoller Tyler-Brûlé-unbehandeltes-Holz-Ästhetik gehaltenes Restaurant mit Glacekiosk sowie ein Souterrain-Parkhaus dreissig Meter von der Liegewiese entfernt; der Streichelzoo, die Kleinkinderuferzone sowie die Grillstelle sind schon etwas älter (zirka drei Jahre). Leider gibt's zurzeit auch eine Entenflohplage, aber das ist eine saisonale Kleinigkeit, nehme ich an.

MvH ist, Ihnen kann ich's ja sagen, kein Herbsttyp. Diese «Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr»-Malaise lastet auf seinem Gemüt wie der schwarze Hund der Depression. Und den von Oktober bis April über Zürich liegenden Hochnebel habe ich noch gar nicht erwähnt. Die gute Nachricht: In der wunderbaren Bergwelt gibt's kaum Nebel.



UNTEN DURCH Scheiblettenkäse

Linus Reichlin

In der Online-Zeitung *Infranken.de* las ich die Schlagzeile: «Im Taucheranzug mit Scheiblettenkäse belegt. Mann stirbt bei Selbstbefriedigung.» Die Meldung erschien im Ressort «Gesundheit» der Zeitung, denn bei Scheiblettenkäse handelt es sich um eine zwar schmackhafte, aber vermutlich nicht besonders gesunde Schmelzkäsesorte. Die *Hamburger Morgenpost* schrieb schon vor einigen Jahren: In Scheiblettenkäse steckten künstliche Phosphate, die der Körper schlecht abbauen könne. Selbst als medizinischer Laie kann man sich leicht vorstellen, wie schlecht der Körper diese Phosphate abbaut, wenn man sich selbst mit Scheiblettenkäse belegt, dann in einen Taucheranzug zwingt, sich eine Plastiktüte über den Kopf stülpt und schliesslich vor eine aufgedrehte Heizung legt.

Bei manchen Männern regt dies offenbar die Libido an – allerdings ist man dann zur Be-

friedigung der durch den Käse entstandenen Lust ganz auf seine Fantasie angewiesen. Mit drei Lagen Schmelzkäse vor den Augen wird es ja wohl kaum noch möglich sein, in einem Porno-Video optisch irgendetwas zu erkennen ausser eben Schmelzkäse. Diese Sexualtechnik eignet sich also nur für Männer, die sich, wenn sie die Augen schliessen, nackte Frauen oder meinetwegen Käselieferanten bis ins Detail naturalistisch vorstellen können. So etwas ist mir jedenfalls noch nie gelungen.

Wenn ich mir hinter geschlossenen Augen eine nackte Frau vorzustellen versuche, sehe ich zwar schon etwas, das einer Frau ähnlich sieht. Aber das Bild ist immer sehr ... wie soll ich sagen: transparent? Oder vielleicht ist «geisterhaft» der bessere Ausdruck. Die Bilder meiner Vorstellungskraft sind jedenfalls nie wirklich scharf, optisch. Deshalb käme für mich die Scheiblettenmethode nur in Frage, wenn es Schmelzkäse der Sorte Emmentaler geben würde, mit Löchern, durch die man sich ein Porno-Video anschauen könnte.

Die Meldung über den Herrn im Taucheranzug stammt übrigens ursprünglich aus der seriösen *Frankfurter Rundschau*, *Spiegel* online hat sie ebenfalls nachgedruckt: Ich befinde mich also in guter Gesellschaft, wenn ich mir über Männer, die kein pornografisches Material benötigen, den Kopf zerbreche.

Ich will damit nicht sagen, dass es nicht auch mir hin und wieder gelingt, allein durch meines Geistes Erfindungsgabe vor meinem inneren Auge erotische Szenen von befriedigender optischer Qualität zu sehen. Aber das kommt eigentlich nur im Schlaf vor, wenn ich träume. Das Problem ist dann, dass ich stimuliert bin, aber nicht handeln kann, weil ich ja eben schlafe und nicht Herr meiner Hände bin, die einfach nur tatenlos im Bett herumliegen, anstatt die Dinge zu ergreifen. So was könnte man *cold masturbation* nennen. Ein Mann, der einen erotischen Schlaftraum hat, wäre dementsprechend *masturbationally handicapped*.

In der Rapperszene würde man es wixbehindert nennen. Wenn ich während eines solchen erotischen Traums zufällig eine somnambule Phase hätte und in die Küche schlafwandeln und mir Scheiblettenkäse aufs Gesicht legte, würde die *Frankfurter Rundschau* zwei Tage später titeln: «Im Schlafanzug mit Scheiblettenkäse belegt – was ist mit den alten, weissen Männern los?» Als ich ein junger, weisser Mann

war, der sich noch keinen Raclettegrill leisten konnte, legte ich einmal in einem strengen Winter Scheiblettenkäse auf den Radiator, und während der Käse wunderbar sämig zu schmelzen begann, sang meine damalige Freundin a cappella «Nothing Compares to You». Man kann mit diesem Käse wirklich schöne Momente erleben, und zwar auch ohne künstlich herbeigeführten Sauerstoffmangel.

Ich würde auch gern mal wissen, wie viele Frauen sich eigentlich schon mit Schmelzkäse belegt, in ein Ballettkleid gezwängt und sich dann mit einer Gucci-Handtasche über dem Kopf auf die Sonnenbank eines Solariums gelegt haben. Wahrscheinlich geschieht das jeden Tag, aber nur wenn ein Mann es macht, berichten die Medien darüber! Die nächste Frau, die ich im Supermarkt mit Scheiblettenkäse sehe, werde ich darauf ansprechen, das schwöre ich!



FAST VERLIEBT Die Glückliche! Claudia Schumacher

«Ist die eigentlich verheiratet?», fragte ein Freund neugierig, als er mit Begeisterung ein Buch der britischen Schriftstellerin Zadie Smith las, das ich ihm empfohlen hatte. Man muss wissen: Smith gehört nicht nur zu den bedeutendsten Literaturgrössen der Welt, sie hat auch die zierliche Figur einer Filmdiva und das gemeisselte Gesicht einer Göttin.

«Ja, mit Nick Laird, einem Dichter», sagte ich also auf die Frage nach ihrem Ehestand. Mein Kollege reagierte verwundert. «Mit einem Dichter, echt?», sagte er, als genüge ein Dichter für eine Frau dieser Liga mit Sicherheit nicht. Im Stillen dachte ich, dass bei umgekehrten Geschlechterrollen niemand so reagieren würde: Ein sehr erfolg-

reicher Mann braucht nichts weiter als eine hübsche Frau.

Als Nächstes googelte mein Kollege den Nordiren Laird, der im Vergleich zu Zadie Smith ziemlich unbekannt, kaum gefragt und nur mässig erfolgreich ist. Aber wer ist das nicht neben Smith? «Zugegeben, er sieht gut aus», befand er gönnerhaft. «Ja, und schau mal, wenn du die beiden zusammen googelst ... was für ein beeindruckendes Paar!», sagte ich plötzlich mit Blick auf Partybilder der beiden und mit der Stimme einer Werbebeauftragten. Als mein Kollege dazu nur unterwältigt nickte, hielt ich eine regelrechte Verteidigungsrede für diese Ehe: Das sei doch ein super Typ! Und wie toll für Smith, dass sie trotz ihrem frühen Ruhm einen Mann gefunden habe, der mit all dem Trubel um ihre Person klarkam!

Dann hielt ich inne, irritiert von mir selbst. Was tat ich denn da gerade? Ich beglückwünschte ausgerechnet sie, eine Frau, die ein Weltstar ist, reich und wunderschön, zu der simplen Tatsache, einen Mann gefunden zu haben, der all ihre Vorzüge aushält? Die Glückliche! Sicher schlimm für ihn, dass seine Frau ihm und den zwei gemeinsamen Kindern ein schönes Leben absichert und dass er sich als Autor aufgrund des Netzwerks seiner Frau nie berufliche Sorgen machen muss. «Bei einem grossen Machtgefälle in einer Beziehung gratuliert man verrückterweise immer der Frau», sagte ich abschliessend zu meinem Kollegen: «Entweder dafür, dass sie sich einen so krassen Typen geangelt hat. Oder dafür, dass ihr Mann ihren Erfolg erträgt.» Mein Kollege musste lachen, und kurz schüttelten wir gemeinsam den Kopf über die Absurdität dieser Verhältnisse. «Klar, muss cool sein für diesen Laird», sagte mein Kollege dann – nur um sich im nächsten Satz erneut über den Mann zu amüsieren: «Sie bringt das Geld heim, und er kann in Ruhe seine Gedichtchen schreiben.»



Schwerer Traum der Leichtigkeit

Paris und sein Himmel voller Romane, Malerei und Musik.



Dem Geheimnis näherkommen: «La Closierie des Lilas» in Paris.

Als ich jung war und Schriftsteller werden wollte, ging ich immer wieder nach Paris. Ich bin Schreiber geworden. Das mag nach einer kleinen Tragödie klingen, nach einer persönlichen Niederlage, aber es ist, wie man heute so sagt, okay.

Als ich Schriftsteller werden wollte vor knapp dreissig Jahren, zog ich durch all die Cafés und Restaurants, die einst den Montparnasse verzauberten und aus ihm einen Himmel machten, der voller Romane, Malerei und Musik war; das «Café du Dôme», die Brasserie «Le Select», das «Café de la Rotonde» und vor allem «La Closierie des Lilas». Ich setzte mich an einen Tisch, bestellte morgens einen Espresso, nachmittags einen Rotwein und abends einen Cognac, öffnete mein Notizheft, nahm meinen Bleistift und schrieb über Menschen, die so voller Träume sind, dass ihr Ich erst erwachen könnte, wenn ihre Träume einschliefen. Ich war *lost*, ah *lost*, aber glücklich, ich, dachte, mich zu haben, all die Worte, die es gibt auf der Welt, und ich durchstreifte Tag für Tag den immer selben Kosmos und kam doch nie am selben Ort an.

Ich trug bunte Hemden, einen schwarzen Anzug aus dem Secondhandshop, Schuhe, deren Absätze abgelaufen waren und auf den Trottoirs hell hämmerten. Ich verliebte mich in jede Frau, die Röcke trug und Schuhe mit hohen Absätzen und in deren Parfümwolke ich davon-schweben konnte ins Überall. Morgens flanierete ich über den Boulevard du Montparnasse, an

den Menschen vorbei und durch sie hindurch, sah das glitzernde, gehäckselte Eis der «Bar à Huitres», auf dem Austern ihr letztes Bett im Duft der Ozeane fanden, und, ich bin mir nicht mehr ganz sicher, mich sah ich als Film.

«Ausgerannt» hiess mein Roman, er ist nie erschienen. Er sei, so sagten die meisten Verlage, zu wenig «literarisch», und nur einer fand es einigermaßen grossartig, wenn auch verbesserungswürdig, wie «Sehnsucht thematisiert» würde. Ich zog nach Berlin, wollte einen neuen Roman schreiben, aber die Sucht nach Leben war grösser als jene, es in Worte zu fassen.

Nachdem ich Schreiber geworden war und Jahre später besuchte ich Paul Nizon in Paris. Meine Träume waren schläfrig geworden, und mein Ich befand sich im Halbschlaf. Ich ging zu Nizon, weil ich seine Journale gelesen hatte, eine Art Tagebücher, wenn man so will, und noch nie schienen mir Worte, Sätze, Gedanken gleichzeitig von einer so schweren Leichtigkeit und so leichten Schwere. Nizon sass in seiner kleinen Wohnung, ein Zimmer, eine Küche, 85 war er damals. Der französische Schriftsteller und Nizon-Freund Frédéric Beigbeder forderte gerade den Nobelpreis für ihn, aber er selbst war schon mehr damit beschäftigt, sein Werk zu verwalten, zu kommentieren und da und dort etwas mehr Sonne auf seinen doch enormen Geist scheinen zu lassen.

Später tranken wir Whisky, ich durfte ihn Pablo nennen, und wir wurden Freunde für den Moment, wie zwei Kinder, die gemeinsam

in einem Sandkasten spielen und so lange ein Schloss mit Türmen bis in den Himmel bauen, bis die Lust, es zu zerstören, sie überkommt.

Als genug Whisky in den auf Sand gebauten Welten versickert war, machten wir uns auf in die «Closierie des Lilas» um die Ecke. Er trug einen langen Mantel, einen Stock mit Silberknopf und ein rotes Foulard, so lang wie der Schweif eines Kometen. Er hakte sich bei mir unter, und so liefen wir in kleinen Schritten dem nächsten Drink entgegen, zwei Männer auf dem Montparnasse, einer, der alles hinter sich gelassen hatte, seine Frau, sein Kind, seinen Hund, seinen Job als Feuilletonchef der NZZ, um sich bedingungslos dem Schreiben und dem eigenen Ich auszuliefern. Und einer, der sich nicht richtig dazu getraut hatte.

Wir sprachen in jener Ecke am Ende der Bar, in der Hemingway immer gegessen und getrunken hatte, über Frauen, Boxen und Sportwagen, Schreiben auch, und für mich war es, wie er es in seinen Notizen in «Das Drehbuch der Liebe» beschrieb: dieses Grundgefühl aller Sehnsüchtigen, dieses Unterwegssein zu einem Auf-den-Grund-Kommen, dieses körperlich-schälende Sichaussetzen, dieses Dem-Geheimnis-Näherkommen, dieses lebensbrüderliche Gefühl.

Mit kleinen Schritten kam der letzte Schweizer Grossschriftsteller zurück an die Bar. Die letzte Runde.

«Bist du glücklich, Pablo?», fragte ich.

«Im Moment bin ich betrunken.»

Die Schweiz ändert sich ständig

Lokführerin Janine Oppliger, 25, ist im ganzen Land unterwegs. Eine Route liebt sie besonders.

Es war mein Vater, der mich als Kind prägte. Er ist Lokführer, und in seiner Freizeit waren wir viel unterwegs. Mit dem Zug bereisten wir die ganze Schweiz. Vor allem blieb mir der Zukunftstag, damals Tochtterttag, in Erinnerung. Mein Vater hatte Frühdienst, und ich durfte den ganzen Tag in der Führerkabine dabei sein.

Von Technik war ich schon immer fasziniert. Als es um die Berufswahl ging, blätterte ich durch die Kataloge, bis ich bei den Lebens-



Von Technik fasziniert: Janine Oppliger.

mitteltechnologien hängen blieb. Die Lehre machte ich in der Nähe von Hägendorf, wo ich aufgewachsen war. Nach der Ausbildung wurde mir dieser Job zu monoton. Und weil ich schon immer gerne Zug fuhr, dachte ich: «Mol, das machen wir jetzt.» Nun bin ich seit zwei Jahren Lokführerin. Die Ausbildung dauerte sechzehn Monate und war sehr intensiv. Ich musste mir ein grosses Wissen zu den Vorschriften erarbeiten und durfte die Bedienung von sechs Fahrzeugen erlernen.

Zwischendurch Manöver

Mir gefällt dieser Beruf viel besser als meine Erstausbildung, weil jeder Tag anders ist. Nur schon meine Einsätze, Früh- oder Spätschichten, variieren von Woche zu Woche. Am Wochenende mal spontan mit Kollegen weggehen geht nicht, weil man am Abend eingeteilt ist oder früh wieder rausmuss. Ruheschicht,

Zeit zwischen den Diensttagen, habe ich immer mindestens zwölf Stunden, wodurch ich auch nachmittags mal ein bisschen schlafen kann.

Die Strecken, die ich abfahre, unterscheiden sich, meist sogar von Tag zu Tag. Heute startete ich auf dem Gleisfeld Olten. Alle Wagen kontrollieren, das Sicherheitssystem und die Bremsen prüfen, dauerte eine halbe Stunde, dann ging's los. Ich stellte mich am Bahnhof auf, und die Leute stiegen ein. Erst ging es nach Luzern, wo ich den Zug übergab und mit einem Regionalzug nach Langenthal fuhr. Dann begleitete ich einen Kollegen für eine Dienstfahrt als Fahrgast nach Zofingen. Zwischendurch muss ich auch mal ein Manöver machen, das heisst einen Zug von den Abstellgleisen holen, wegstellen oder im Bahnhof umstellen.

Alleine im Führerstand

Für den Lokführerberuf muss man gemacht sein. Der Hauptteil der Arbeit findet alleine im Führerstand statt. Man hat aber auf Fernverkehrszügen mit dem Zugpersonal und in den Pausen auch mit anderen Lokführern Kontakt. Mich fasziniert immer wieder, wie schnell sich der Zug hinter mir füllt und wieder leert. Zu Stosszeiten sind vor allem die Regionalzüge sehr gut ausgelastet. Ich merke das, weil ich mehr oder weniger Brems- und Zugkraft geben muss. Natürlich sind dann auch die Perrons viel mehr gefüllt.

Wenn ich verspätet bin, versuche ich, die Geschwindigkeit so weit wie möglich, nach Vorgabe, hochzufahren, um einen Teil der Zeit wieder reinzuholen. Zu spät ist niemand gerne, ich denke dann immer an meine Kollegen und die Passagiere im Zug, die ihre Anschlüsse verpassen könnten. Zwar bin ich etwas weiter weg, es kommt aber vor, dass sich Fahrgäste bei mir bemerkbar machen.

Am besten gefällt mir, in der ganzen Schweiz unterwegs zu sein und so den Wandel direkt mitzubekommen. Ich fahre jeden Tag andere Strecken und finde es schön, wie sich die Umgebung mit den Jahreszeiten verändert. Immer wieder entdecke ich neue Baustellen und Siedlungen – die Schweiz ändert sich ständig. Meine liebste Fahrt ist zwischen Chur und Zürich: am Zürichsee entlang, von Thalwil bis Pfäffikon SZ, danach der Walensee – ein Highlight.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Sensationell

Dr. Hinz: Bei der Corona-Epidemie handelt es sich um eine Grippewelle, denn das Coronavirus ist ein Grippevirus.

Dr. Kunz: Das glauben nur Verschwörungstheoretiker! Sars-CoV-2 ist ein Killervirus.

Dr. Hinz: Weshalb sterben denn während der Corona-Epidemie nicht mehr Menschen als bei einer Grippewelle?

Dr. Kunz: Wir hatten einfach Glück, dass wir nicht gleichzeitig auch noch eine Grippewelle hatten, sonst hätten wir jetzt doppelt so viele Tote.

Dr. Hinz: Ein Jahr ohne Grippewelle gab es noch nie. Dass die Grippewelle dieses Jahr auf wundersame Weise ausblieb und wir stattdessen eine Corona-Welle haben, die den exakt gleichen Verlauf nimmt wie eine Grippewelle und zwar mit den gleichen Symptomen und der gleichen Sterberate, verblüfft doch schon sehr.

Dr. Kunz: Das ist Zufall. Das Killervirus hat sich nur noch nicht richtig entfalten können.

Dr. Hinz: Weil Sars-CoV-2 ein hundskommunes Grippevirus ist.

Dr. Kunz: Nein, ganz im Gegenteil, Sars-CoV-2 ist ein hundsgemeines Killervirus! Was Sie da machen, ist eine gefährliche Verharmlosung!

Dr. Hinz: Ganz und gar nicht, aber Sie betreiben Angstmacherei!

Dr. Kunz: Von Angstmacherei kann keine Rede sein, denn wir haben auch etwas Erfreuliches zu vermelden.

Dr. Hinz: Dass es doch kein Killervirus ist?

Dr. Kunz: Nein, es ist definitiv ein Killervirus. Aber wir haben herausgefunden, dass Echinacea davor schützt.

Dr. Hinz: Echinacea ist ein communes Grippemittel.

Dr. Kunz: Ist das nicht sagenhaft?

Dr. Hinz: Was? Dass ein Grippemittel gegen Grippe wirkt?

Dr. Kunz: Nein, dass ein Grippemittel gegen ein Killervirus wirkt. Das ist doch sensationell!

Andreas Thiel

Mittagszeit im Wohnquartier

Brasserie Freilager,
Freilagerstrasse 53, 8047 Zürich;
Tel. 044 492 09 09; sonntags geschlossen

Im Zürcher Quartier Altstetten verbringe ich beruflich meistens ein, zwei Tage die Woche – was nicht erwähnenswert wäre, käme nicht die Essensfrage regelmässig auf. Es ist nicht ganz einfach, in diesem Stadtkreis ein entsprechendes Angebot zu finden. Denn persönlich halte ich das Mittagessen ja für die wichtigste Mahlzeit des Tages.

Meistens reichen dafür auch eine Vorspeise und ein Hauptgang, der ohne viel Tamtam gut gekocht ist. Empfehlenswert ist unter diesen Voraussetzungen die «Brasserie Freilager», die vom prominenten Zürcher Gastronomen Nicolas Maeder (Motto: «Born to serve») betrieben wird. Das angenehme Res-



taurant befindet sich unscheinbar mitten im Wohnquartier, verfügt über eine ruhige Terrasse und über eine leichtverständliche, unkomplizierte Karte.

Fast wie ein Sonntagessen

Das Rindstatar «Ojo de Agua» mit Fleisch aus Argentinien von Dieter Meier wird wie in Maeders Premium-Adresse «Bärengasse» am Paradeplatz auch hier angeboten, aber Küchenchef Matthias Widmer empfiehlt an diesem

Tag unter anderem eine «Blanquette de veau», ein Gericht, das fester Bestandteil im Sonntagessen-Programm meiner Kindheit war.

Damals kam es zwar auch an einer sämigen Sauce auf den Tisch, aber die Idee, es mit Erbsen und etwas Minzblättern ein wenig aufzufrischen, ist eine gelungene Erweiterung dieses Klassikers der französischen Bistrotküche. Das Fleisch von der Kalbsschulter ist fest und leicht faserig, gut abgeschmeckt und ansprechend präsentiert.

Und dann sind es die kleinen Dinge, die Anlass zur Zufriedenheit geben: etwa dass der Salat, den ich vor dem Schmorgericht bestellt hatte, frisch und knackig ist. Und dass die Sauce mit einer angenehmen Säure hausgemacht wurde, reicht in diesem Fall schon, damit sich ein ganz normaler Lunch an einem Mittwoch in Altstetten fast anfühlt wie ein Sonntagessen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Gaja am Vulkan

Idda di Gaja Etna Rosso DOP 2017. 14,5 %
Weibel Weine, Thun-Gwatt. Fr.35.–
www.weibelweine.ch

Der Ätna ist Europas höchster aktiver Vulkan. An seinen Hängen leben die Menschen im steten Bewusstsein einer potenziellen Gefahr. Der grosse sizilianische Schriftsteller Leonardo Sciascia sagte: «Der Ätna ist eine immense Hauskatze, die ruhig schnurrt, manchmal erwacht, sich träge und langsam streckt, mit ausgestreckter Pfote mal das eine oder andere Tal trifft, Dörfer, Weinberge, Gärten auslöschend.»

Seit der Antike ist der Vulkan ein magischer Ort. Das Risiko ist immer auch ein Faszinosum. «Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch», heisst es bei Hölderlin. Dazu gehört auch der Weinbau. Seit vor gut zwanzig Jahren ein paar auswärtige Pioniere die besonderen Qualitäten der einheimischen Sorten Nerello Mascalese (rot) und Carricante (weiss) entdeckt haben, hat sich fast lawinenartig ein eigentlicher Ätna-Boom entwickelt. Sizi-



lianische Grossproduzenten (Planeta, Duca di Salaparuta, Tasca d'Almerita u. a.) sicherten sich im traditionell kleinteiligen, mit terrassierten Weingärten äusserst arbeitsintensiven Gelände mindestens ein paar Hektaren «als Blume im Knopfloch» (ein kleinerer Weinmacher vor Ort). Und auch die nord- und mittelitalienische Öno-Prominenz wurde vom Vulkan angezogen wie von einem Magnetberg.

Angelo Gaja, mit seinem Familienbetrieb im Piemont der Star schlechthin unter Italiens Weinmachern, war nach Expansionen in die Toskana (u. a. Ca' Marcanda) nicht von ungefähr auf das komplexe, delikate und elegante Potenzial der hellen, aber tiefgründigen Weine aus Nerello Mascalese gestossen, die in manchem an die aus der nörd-

lichen Sorte Nebbiolo erinnern. Allein, Gaja wäre nicht Gaja, wäre er einfach dem Trend gefolgt, der sich auf die nordöstlich exponierten Lagen am Vulkan konzentriert. Mit Alberto Aiello Graci, Weinmacher ebendort, in Passopisciaro (nicht zu verwechseln mit Salvatore Graci von Palari oberhalb Messina, einem anderen Nerello-Mascalese-Ausnahmeköner), gründete er, nachdem er seinen nördlichen Betrieb seinen Kindern unter Leitung der Tochter Gaia Gaja überantwortet hatte, ein Joint Venture am südwestlichen Abhang des Ätna, 21 Hektaren auf 600 bis 800 Meter Höhe in den Gemeinden Biancavilla und Belpasso.

Der Etna Rosso trägt den Namen Idda. Die Einheimischen nennen den Vulkan einfach «la muntagna» oder eben (weiblich!) «idda» (sie). Er ist ein ungemein charaktervoller und zärtlicher Wein, fabelhafte rote Frucht, Noten von Gewürzen, mit mineralischen Glanzlichtern und guter Säure; von einer (angesichts der südlichen Exposition und des relativ hohen Alkohols) erstaunlich noblen Coolness. Der 2017 war die Premiere und ist als solche ein grosses Versprechen.

Viva l'Italia!

Die Alfa Giulia ist eine ausgezeichnete Limousine und trägt den vermutlich schönsten Namen auf dem Fahrzeugmarkt.



Schon dieses typische, dunkle Alfa-Rot stellt eine Versuchung dar, der man nur schwer widerstehen kann. Die Felgen im Classico-Design sind unverkennbar. Und dann der Name: Giulia – als wäre die Limousine mit den unverwechselbaren Linien kein ganz normaler PKW, sondern eine verführerische Frau oder mindestens ein wunderbar riechendes Pasta-Gericht. Einen schöneren Namen für ein Auto gibt es ja kaum.

Seit ich als Kind eine Zeitlang in einem kanarienvogelgelben Alfasud umhergefahren wurde, haben sich die technischen Seiten der Alfas durchwegs zum Besseren entwickelt, geblieben ist aber die sympathische Aussen-seiterrolle der Marke. Auch wenn meine Giulia Veloce Ti, die ich probenhalber fahre, ein gutausgestattetes Fahrzeug mit Allradantrieb, modernen Assistenzsystemen oder Apple Car Play ist, hat sie zu all dem auch noch diesen besonderen Charme, den man in grösster Zuneigung nur «typisch italienisch» nennen kann.

Rauf und runter

Wenn man sich ans Steuer der Giulia setzt, pulsieren die beiden Zeiger der Rundinstrumente kurz in einem weissen Licht, als freue sich der Wagen, dass es jetzt gleich losgeht. Mit sonorem Brummen startet der Motor, 280 PS und 400 Nm entwickelt der Vierzylinder-Turbobenziner, geschaltet wird über eine 8-Gang-Automatik, und am Rand des Schalthebels ist ein feiner Streifen in den Farben der italienischen Tricolore angebracht – *viva l'Italia!*

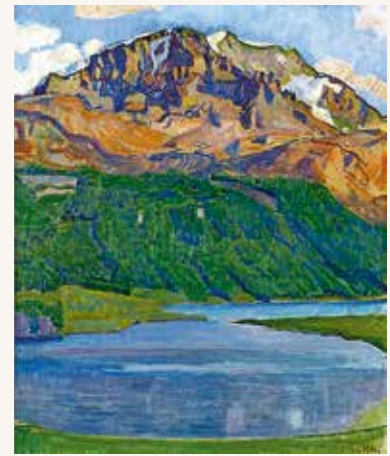
Der Innenraum wirkt überhaupt präzise verarbeitet und sorgfältig materialisiert. Bestes Beispiel sind die langen, aus Alu gefrästen Schaltwippen am Lenkrad, die bei jedem Rauf- oder Runterschalten Freude machen.

Ein Auto, dem man nachschaut

Die Giulia Veloce ist ein gutmotorisiertes Alltagsauto; und dass in der jetzt überarbeiteten Variante der Baureihe moderne Assistenzsysteme verbaut sind, empfinde ich als Fortschritt. Ich halte Widerspruch in dieser Frage durchaus aus, würde persönlich aber kein Fahrzeug mehr kaufen, das ohne Abstandsradar und Spurhalteassistent angeboten wird. Allein schon, weil dadurch der Stress-Level beim Autobahnfahren stark abfällt, steigt die Lebenserwartung um zehn Jahre oder so. Das ist natürlich eine grobe, unwissenschaftliche Schätzung. Sicher ist: Autofahren mit Assistenzsystemen ist einfach sehr viel entspannter und angenehmer. Dies kann die Giulia jetzt also so gut wie andere Autos dieser Klasse, das Fahrverhalten der Mittelklasselimousine ist tadellos, der Komfort auch auf Langstrecken hoch. Aber gerade in Alfa-Rot hat der Wagen noch dieses italienische Extramoment – als Auto, dem man nachschaut.

Alfa Romeo 2.0 Q4 Giulia Veloce Ti

Motor: Vierzylinder-Benziner, Allradantrieb, Hubraum: 1995 ccm, Leistung: 280 PS / 206 kW, max. Drehmoment: 400 Nm bei 2250 U/min, Beschleunigung 0–100 km/h: 5,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h; Verbrauch: 8,5 l/100 km; Preis: Fr. 70700.–, Testwagen: 77750.–



OBJEKT DER WOCHE

Spitz im Spätsommer

Ferdinand Hodler: Piz Corvatsch, 1907. Versteigerung bis 29. September. Startpreis: Fr. 900 000.–

Als Hodlers «Piz Corvatsch» 2007 das letzte Mal versteigert wurde, ging das Gemälde für 3,48 Millionen Franken weg und übertraf den Schätzpreis um rund eine Million. Jetzt möchte es der damalige – anonyme – Käufer wieder loswerden: Bei Christies.com kann online mitgeboten werden. Erwartet wird ein Erlös von einer bis anderthalb Millionen Franken.

Wie kann es sein, dass der grosse Schweizer Künstler Ferdinand Hodler (1853–1918) vor dreizehn Jahren so viel höher im Kurs war als 2020?

Sicher trifft die durch die Corona-Krise verursachte rückläufige Wirtschaft auch den Kunstmarkt. Mehr ins Gewicht fällt aber, dass der 56 x 46,5 Zentimeter grosse «Piz Corvatsch», den Hodler im Spätsommer 1907 malte, in den letzten Jahren etwas gelitten hat. Der *condition report* des Bildes vermeldet eine fällig gewordene Restauration: Im oberen linken Quadranten musste ein Riss repariert werden. Der Eingriff sei, wie es heisst, «sehr sorgfältig ausgeführt» worden und nur bei UV-Licht zu erkennen. Dies habe eine Auswirkung auf den heutigen, um eine Million Franken tieferen Schätzpreis.

Im Swiss Art Online Sale, wo Hodlers Gemälde angeboten wird, findet man überdies eine prächtige Auswahl auch anderer Schweizer Kunstgiganten: Alberto und Giovanni Giacometti, Biéler, Anker, Bill, Tinguely, um nur einige zu nennen. Ein Blick auf die Auktion lohnt sich.

Benjamin Bögli

Schattenikone

Innovationen erkennt man daran, dass ihre Designer den Neuigkeitswert eines Produkts mit Details reduzieren, welche Bekanntes imitieren, obwohl dies für den Gebrauch keinen Nutzen hat. Diese Elemente nennt man skeuomorphisches Design. Es hat die Aufgabe, die Angst vor dem Neuen durch das Vertraute abzubauen. Digitalkameras etwa sind mit dem Klicken des Verschlusses ausgestattet oder Elektroautos mit Motorengeräusch. Das iPhone ist die Innovation der nuller Jahre, es veränderte die Art, wie wir durchs Leben kommunizieren, navigieren und fotografieren. Auch der neueste Wurf aus Cupertino dürfte wieder mit Elementen ausgestattet sein, die eine Referenz an die Insignien guten Designs bilden. Zeit, ein Feature zu würdigen, das neben Megapixeln, Transaktionen und Speicherplätzen ein Schattendasein pflegt. Der hineindesignte «Calculator» ist eine Ode an den grossen Gestalter Dieter Rams und seinen legendären Rechner ET66 für Braun, der durch seine Freundlichkeit vielen die Mathestunde erträglicher machte.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Durch Vertrautes wird die Angst vor dem Neuen abgebaut.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich verstehe die Politik unserer Behörden nicht mehr. Zuerst hiess es, wir müssten Corona-Ansteckungen vermeiden, damit die Spitäler nicht überlastet seien. Heute wird bei jeder Ansteckung ein Riesentheater gemacht, jeder Infektionsfall wird gezählt, die Experten sagen, man müsse die Infektionszahlen runterbringen, dabei sind die Spitäler ja überhaupt nicht überlastet, im Gegenteil, sie sind leer. Haben unsere Behörden ein Durcheinander, oder irre ich mich? T. S., Nürens Dorf

Eine kurze Antwort zu Ihrer Frage: Die Behörden haben tatsächlich ein Durcheinander, Sie irren sich nicht. Anfänglich wusste man nicht recht, wie man sich gegen dieses Coronavirus verhalten sollte. Man kannte das Phänomen nicht, und darum darf man mit den ersten getroffenen falschen Massnahmen nicht all-



zu hart umgehen. Hinterher ist zu sagen: Zu Beginn nahm man das Phänomen zu leicht und handelte – was zum Beispiel die Grenzschliessungen anbelangt – zu spät, und hinterher handelte man zu restriktiv, was wirtschaftliche Schäden auslöste, die grösser als die Krankheitsschäden sind. So befürchteten die Behörden zuerst tatsächlich ein Überschwemmtwerden der Spitäler mit Patienten, vor allem der Intensivstationen. Glücklicherweise hat sich jetzt gezeigt, dass

dies nicht eintraf. Und auch heute gibt es zwar viele positiv Getestete, aber sehr wenig Spitalaufenthalte und sehr viel weniger Todesfälle.

Leider scheuen sich die Behörden, einen gemachten Fehler zuzugeben und zu korrigieren. Man müsste die Massnahmen heute allein nach der Entwicklung von Krankheitszahlen und Todesfällen ausrichten. Die Infizierten sind als Handlungsgrösse nicht massgebend. Dabei ist die Risikogruppe herauszufinden und der Schutz nur für diese festzulegen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Samuel Menzi

Seit vierzig Jahren geschäftet er mit kubanischen Zigarren. Als einer der Ersten weltweit eröffnete er eine Casa del Habano. Seither ist der Zigarrenhändler eine feste Grösse in Zürich und in Havanna.

Samuel Menzi verkörpert die Präzision eines Uhrwerks. Punkt zwölf Uhr betritt der elegante ältere Herr das Restaurant «Münsterhof», vis-à-vis des Zürcher Fraumünsters. Auch sein Jahresablauf folgt einer Chronologie: Jeweils im Februar reist der Inhaber der Casa del Habano für eine Woche nach Havanna ans Zigarrenfestival, das Stelldichein für alle, die in der Welt der Havanna-Zigarren Rang und Namen haben. Sein Geschäft am Bleicherweg, zwei Minuten vom Paradeplatz, ist abgesehen von einer kurzen Sommerpause «zwischen dem Nationalfeiertag und der Street Parade» geöffnet. Während des Festivals führt Menzis Frau das Geschäft. Und auch beim Treffen mit der Weltwoche springt sie ein. Er sei schon lange nicht mehr auswärts zu Mittag essen gewesen, erzählt Menzi, er sei ja immer im Laden.

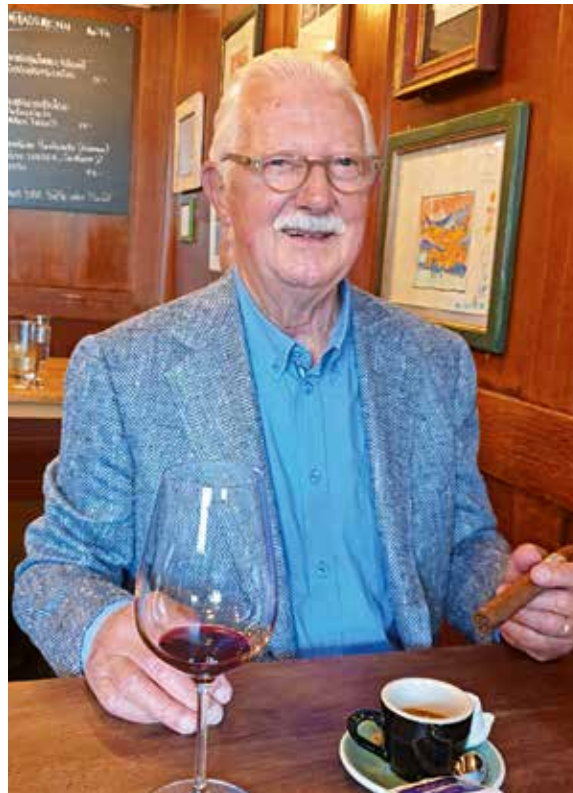
In den dreissig Jahren seines Wirkens hat sich Samuel Menzi eine treue Kundschaft aufgebaut. «Da ich vor allem lokale Kunden habe, leiden meine Verkäufe momentan nicht besonders», erklärt Menzi in einem leicht eingezürcherten Ostschweizer Dialekt. Sofort merkt man, warum die Kunden ihn mögen: Der Zigarren-Mann ist ein zurückhaltender, aber freundlicher und humorvoller Mensch. Immer wieder lacht er herzlich, während er seinen Fleischkäse mit Spiegelei verspeist – und dazu ab und zu einen Schluck Rotwein trinkt.

Start als Pöstler

Aufgewachsen ist Menzi im Kanton Thurgau, an der Grenze zu Schaffhausen. Sein Vater war Posthalter in Schlatt bei Diessenhofen – eine Karriere, die auch Menzi einschlug. Zu einer Zeit, als die Postangestellten noch diplomierte Beamte in Uniform waren, wurde er Pöstler. Zuvor hatte er in Neuenburg die Handelsschule absolviert, was ihm später zum Vorteil gereichen sollte. In seiner Neuenburger Studentenverbindung hatte Menzi Kontakte zur Zigarrendynastie Dürr geknüpft. Als diese Ende der 1970er Jahre einen Geschäftsführer für ihr Stammlokal am Anfang der Bahnhofstrasse suchte, bewarb er sich erfolgreich. Zehn Jahre lang führte er das Geschäft mit damals knapp zehn Angestellten,

bevor er sich 1989 mit einem eigenen Laden, zunächst in der Kuttelgasse, selbstständig machte.

Ein paar Jahre später aktivierte Menzi seine Kontakte zum kubanischen Staatsmonopolisten der Zigarrenherstellung. Die Kubaner hatten gerade entschieden, weltweit Konzessionen für Läden zu vergeben,



Deal in Havanna: Ladenbesitzer Menzi.

in denen ausschliesslich kubanische Zigarren verkauft werden, sogenannte Casas del Habano. Um eine Schweizer Konzession bewarb sich damals auch Moritz Suter. In ausgedehnten Schriftwechseln mit Havanna setzte sich Menzi schliesslich durch. Vor 22 Jahren wurde sein Deal in Havanna besiegelt und am Hauptsitz von Cubatabaco unterzeichnet. Er habe seine kubanischen Partner noch zum Mittagessen einladen wollen, aber sie beschieden ihm, dass sie arbeiten müssten. «Dann bin ich halt alleine essen gegangen», lacht Menzi.

Bis heute werden die Casas del Habano bevorzugt beliefert, beispielsweise mit limitier-

ten Editionen oder Neuheiten. Menzi fiel der Entscheidung leicht, sich auf die Kubaner zu beschränken. «Die geschmackliche Qualität wurde andernorts nie erreicht.» Seine Treue zu Kuba bringt es mit sich, dass die perfekte Lagerung der Produkte über die ganze Lieferkette gewährleistet ist.

Seine Geschäftsbeziehung – erst als Filialleiter bei Dürr, dann als selbstständiger Händler – mit den Kubanern ist seit vier Jahrzehnten unverbrüchlich. In der Zwischenzeit hat es der Schweizer Zigarrenhändler in Havanna, auch dank seiner guten Verkäufe, zu einer Art Berühmtheit gebracht. «Jede Verhandlung endet mit dem rituellen Hinweis: «Wir sind ein armes Land!», sagt Menzi verschmitzt. Vor zwölf Jahren wurde ihm am Zigarrenfestival feierlich der Titel «Hombre Habano del Año» verliehen, zusammen mit beispielsweise Importeur Heinrich Villiger und Zigarrenroller Alejandro Robaina. Auf Kuba schliesse man immer interessante Bekanntschaften. Einmal lief ihm am Festival zufällig der damalige Chef der Schweizer Armee, André Blattmann, über den Weg, der ferienhalber auf Kuba weilte. «Wir hatten es sehr lustig!»

Dichter Rauch in der «Kronenhalle»

Die höchsten Umsätze, erzählt Menzi, habe er um die Jahrhundertwende erzielt. Damals war das Rauchen in Restaurants noch gestattet; es gehörte fast zum guten Ton, nach einem guten Essen noch eine Zigarre zu rauchen. Gäste aus Kuba lud er gelegentlich in die «Kronenhalle» ein. «Einmal waren wir zu siebt oder zu acht dort. Als uns die Serviertochter die Rechnung brachte, fragte sie, ob wir sie lesen könnten – so dicht stand der Rauch.»

Dass es heute nicht mehr möglich ist, nach dem Essen am Tisch sitzenzubleiben, bedauert Menzi. Seither raucht er fast nur noch daheim. «Jeden Abend eine Havanna.» Ganz selten auch im Geschäft: «Wenn ein Kunde grad eine anzünden möchte, und es riecht so gut, dann kann ich schlecht widerstehen.»

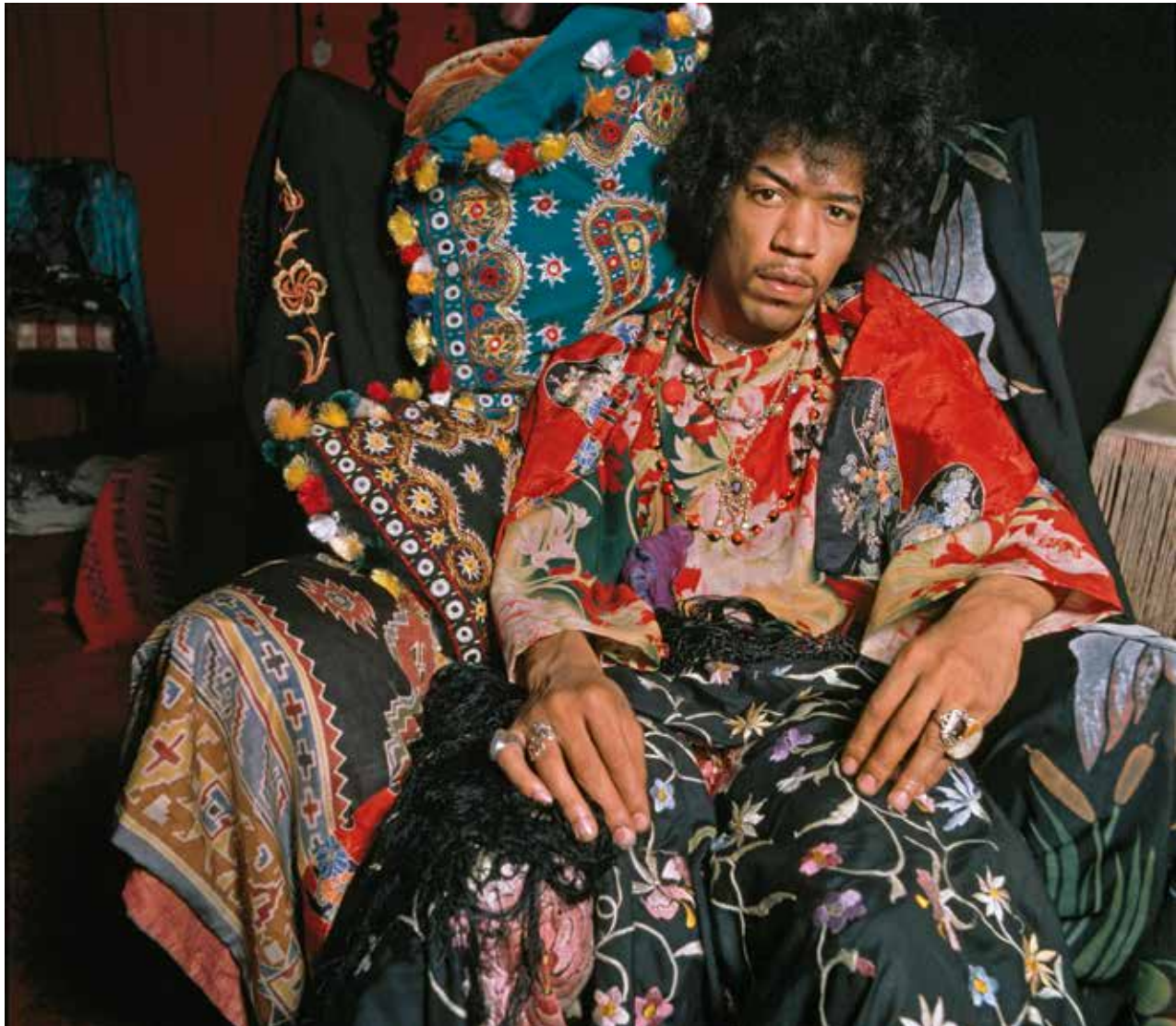
Kurz vor zwei Uhr muss Samuel Menzi zurück in den Laden, um seine Frau abzulösen.

Florian Schwab

Im violetten Nebel, den Himmel küssend

Mit «Purple Haze» schuf Jimi Hendrix das akustische Monument der berauschten Hippie-Zeit. Er nahm eine ganze Generation mit auf eine Reise, die für ihn viel zu früh endete.

Matthias Matussek



Tausend kleine Sehnsuchtstode: Gitarren-genie Hendrix.

Jimi Hendrix war die Stichflamme des Rock, der Gitarren-gott der Hippie-Ära, der schwarze Psychedelic-Rocker, der bunteste aller Fransen-träger, Erfinder atemloser Läufe über den Gitarrensteg, fast eine Vaudeville-Nummer, wenn er die Saiten mit den Zähnen traktierte oder das Instrument auf dem Rücken spielte. Darüber hinaus ist er der Schöpfer des

Akkords E7#9, mit dem er «Purple Haze» eröffnete.

Mit den drei dissonanten Akkord-Hammerschlägen, die sich in ein Riff aus vier Tönen zerlegen, wischte Hendrix im Frühjahr 1967 die Harmonien der Beatles beiseite. Zuvor war er wie ein Meteorit in die Szene gecrasht, im Herbst 1966, als Chas Chandler von den An-

imals Hendrix' ersten Auftritt in London organisierte. Eric Clapton sprach danach von einer Offenbarung, die alles verändert habe: die Art, zu spielen, zu hören, das ganze Paket.

Dabei war dieser lächelnde, junge, schwarze Indianer, der so schüchtern hinter dem von ihm angerührten Höllendonner verschwand, schon länger im Business. Er war zuvor mit den Isley

Brothers getourt, hatte als Studiomusiker für Little Richard und viele andere gespielt, hatte in Tennessee gelernt, mit den Zähnen zu spielen. «Da unten musst du das tun, sonst wirst du erschossen – die ganze Bühne ist übersät mit gebrochenen Zähnen», flachste er.

Im Kleiderschrank versteckt

Jimi Hendrix kam 1942 in Seattle zur Welt. Die Eltern waren Tänzer. Beide hatten Afro-amerikaner und Cherokee-Indianer unter den Vorfahren, beide tranken und gingen aufeinander los, so dass sich der Sohn im Kleiderschrank versteckte oder auf der einzigen Saite seiner Ukulele spielte, die der Alte aus dem Müll gezogen hatte. Möglicherweise hatte er sich da schon das *bending* antrainiert, das Verschieben der Saite auf dem Gitarrenhals, um unterschiedliche Tonlagen zu erzeugen.

Mit fünfzehn erhielt Hendrix seine erste Gitarre, auf der er, der Linkshänder, die Saiten umgekehrt aufzog und die Rock-'n'-Roll-Champs der Stunde nachspielte und oft auch stundenlang versonnen improvisierte. Zwei Jahre später wurde er beim Autoklau erwischt und vor die Alternative Knast oder Army gestellt. Er wählte die Army und absolvierte die notwendige Anzahl an Fallschirmsprüngen, um den Golden Eagle zu erwerben. Ja, Jimi Hendrix ist wahrscheinlich der einzige Rockstar der Hippie-Zeit, der vom Himmel fiel.

Nachdem Chandler, der Bassist der Animals, Hendrix im Sommer 1966 im New Yorker «Wah?»-Café gehört hatte, wo dieser mit dem Balladen-Klassiker «Hey Joe» aufgetreten war, nahm er ihn gemeinsam mit Michael Jeffery unter Vertrag. Dieser Jeffery sollte in der Zukunft dafür sorgen, dass die Konzerteinnahmen Hendrix' auf seinem Konto in den Bahamas landeten und der umjubelte Gitarren-gott ständig pleite war.

Chandler besorgte die künstlerischen Seiten des Unternehmens und fand den Bassisten Noel Redding und den Schlagzeuger Mitch Mitchell. Wie er geahnt hatte, wurde «Hey Joe» ein Hit, dann folgte «Purple Haze», das akustische Denkmal für das stärkste Kraut, das damals aus Marihuana zu gewinnen war. Man musste sich gut anschnallen, wenn man mit dem Zeug auf Reisen ging. Hendrix beschwor den violetten Nebel, der ihm ins Hirn kroch und ihn den Himmel küssen liess, bis er nur noch «Help me» rufen konnte.

Während die beiden Songs in den Charts hochschossen, bastelte Hendrix, der sich inzwischen mehrheitlich auf LSD befand und von vielen Freundinnen umringt war, an der nächsten Dröhnung. Das Album hiess «Are You Experienced» und war ein Wunderwerk aus Rhythm and Blues, Pop und Science-Fiction, aus raffiniertesten Klangcollagen und endlosen Studio-Overdubs. Es hielt sich 33 Wochen in den Charts und wurde an der Spitzenposition

nur durch «Sgt. Pepper», dieses Kostümalbum der Beatles, gehindert.

Sein Auftritt im selben Jahr am Monterey-Festival etablierte ihn endgültig als Ikone seiner Ära. Er spielte «Wild Thing» von den Troggs und kniete dabei über seiner Gitarre und ritt sie wie beim Rodeo, spritzte Benzin in den Korpus und zündete ihn an und liess die Flammen zwischen seinen Knien hochschliessen. Es war ein brodelnder, zischender Elektro-Orgasmus auf offener Bühne.

Als ob er ahnte, dass ihm nicht viel Zeit bleiben würde, schloss er die Arbeiten an dem zweiten Album, «Axis: Bold as Love», gleich an und begann wenig später bereits mit den Sessions zu seinem dritten Album «Electric

Es war ein brodelnder, zischender Elektro-Orgasmus auf offener Bühne.

Ladyland». Sie zogen sich bis weit ins Jahr 1968 hin, da das Studio bevölkert wurde durch Freunde und Dealer und Frauen.

Bassist Redding erinnerte sich: «Man konnte sich kaum bewegen, das war mehr Party als Aufnahme-Session.» Er schmiss hin, so dass Hendrix den Bass selber einspielte. Dennoch oder vielleicht auch deshalb war das Endprodukt für Peter Doggett vom Magazin *Record Collector* «eine Präsentation musikalischer Virtuosität, die kein Rockmusiker je erreicht oder gar übertraffen hätte».

Bitterste aller Anklagen

Nun legte Hendrix ein halbes Jahr Pause ein. Er logierte in einem Dorf in Upstate New York in einem Sechs-Zimmer-Haus, das Manager Jeffery angemietet hatte in der Hoffnung, dass Hendrix neues Material produzierte. In jenen Tagen war er der höchstbezahlte Rockstar, und sein Auftritt beim Woodstock-Festival war gebucht. Als er dort auftrat, waren die meisten Besucher allerdings, offenbar durch falsche Ansagen ermuntert, schon aufgebrochen. Sie sollten den brilliantesten, geschichtsträchtigsten Auftritt des Festivals verpassen.

Jimi Hendrix spielte für die verbliebenen vielleicht 30 000 Zuschauer die amerikanische Nationalhymne. Er liess die Melodie optimistisch in den Himmel steigen, um sie dann abstürzen zu lassen, in Trommelfeuergeräuschen, Raketeneinschlagsdonnern, melodischen Fetzen, mit denen er das Kriegsgeschehen in Vietnam akustisch illustrierte. Er schuf damit die Hymne der Kriegsdienstverweigerer und gleichzeitig die bitterste aller Anklagen gegen die amerikanische Politik.

Danach zog er mit der «Cry of Love»-Tour durch Europa und brauchte tatsächlich viel Liebe. Und viele Frauen waren bereit, sie ihm zu schenken. Es folgte ein erschöpfter Auftritt

auf dem Isle-of-Wight-Festival und einer auf Fehmarn im Dauerregen, dann kehrte Hendrix zurück nach London, abgeledert und pleite, da ihm Jeffery die Einnahmen weggaunerte. Er kam unter bei einer Freundin und verbrachte die letzten Tage vor seinem frühen Tod – den er vor Freunden immer wieder vorausgeahnt hatte – auf drogensättigten Partys mit jeder Menge Groupies, unter anderem mit seiner deutschen Freundin Monika Dannemann.

Am Abend des 17. September 1970, vor genau fünfzig Jahren, kochte sie für ihn in ihrem Appartement im «Samarkand»-Hotel. Sie tranken Wein, redeten bis in den Morgen hinein und schliefen dann ein. Als Dannemann am Mittag erwachte, versuchte sie erfolglos, Hendrix zu wecken. Er war, so notierte es der *coroner*, an seinem eigenen Erbrosenen erstickt.

Am Mast der Bürgerlichkeit

Hendrix gehört damit zum Klub der 27-Jährigen, wie andere Musiker seiner Generation, wie Brian Jones von den Stones, wie Jim Morrison und Janis Joplin. Sie alle waren auf der Suche nach Entgrenzung und Entkörperlichung, und sie haben diese tatsächlich erreicht, viel zu früh natürlich, mit 27. Denn der Tod ist ja nichts anderes als das: Entkörperlichung.

Viele aus dieser Generation sind ihnen auf dem Weg gefolgt, hinein in den violetten Nebel, wo sie den Himmel küssten und am Ende um Hilfe schrien. Auch das war die Hippie-Zeit für viele: der Start zum langen Flug in Wahn und Sucht und Tod. Und diejenigen, die diesen schreckenschönen Sirengesang überstanden haben, waren jene, die sich wie Odysseus an den Mast der Bürgerlichkeit fesseln liessen. Sie leben noch, aber starben tausend kleine Sehnsuchtsode.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

Ach, Hollywood

Diversität ist das Gebot der Stunde. Auch bei den Oscars soll sie bald erzwungen werden.



Vergangene Woche hat die Oscar-Academy neue Regeln beschlossen in Bezug auf die Vergabe ihres goldenen Männleins (das vermutlich bald in einem neuen Guss daherkommt, um allen Geschlechtern gerecht zu werden). Mit den Änderungen möchte man Diversität fördern, genauer gesagt: erzwingen.

Für eine Nominierung müssen Bewerber ab 2024 für den Hauptpreis «Best Picture» mindestens zwei von vier Vielfaltskriterien erfüllen. Sie haben die Option, dass ein Schauspieler oder eine Schauspielerin in einer wichtigen Rolle einer Minderheit angehört. Oder dass der Film von einem Thema handelt, das sich um Frauen, Minderheiten, Menschen mit Behinderungen oder um LGBT-Inhalte dreht, also um Lesben, Schwule, Bisexuelle oder Trans-Menschen. Oder dass mindestens 30 Prozent der Zweitrollen mit unterrepräsentierten Gruppen besetzt werden.

Wenn sich Filmemacher bemühen, vermehrt Menschen aus Minderheitengruppen in ihre Projekte einzubinden, ist das erst mal gut. Das Bewusstsein für Diskriminierung ist in der Branche längst angekommen – und so gibt es heute unzählige freiwillige Vielfaltsbestrebungen.

Diversität hinsichtlich der Ethnien ist in den Produktionen zumindest vor der Kamera sichtbar. Achten Sie einmal auf die ethnische Zusammenstellung, wenn eine Gruppe von Darstellern in einer Szene auftritt: Nebst einem Weissen ist oft mindestens ein Afroamerikaner dabei, ein Asiate, ein Latino. Das Diversitätsbestreben ist so augenscheinlich, dass es teilweise bemüht und auch bizarr wirkt – eine solche Auswahl repräsentiert kaum irgendwo die Alltagsrealität, ausser vielleicht bei der Uno.

Es stimmt, dass es weniger gute Hauptrollen für Frauen gibt – aber nicht, weil Hollywood, wo ich selbst fünf Jahre lang gelebt und die Schauspielschule besucht habe, ein frauenfeindliches

Pflaster ist. Das globale Kinopublikum interessiert sich nun mal mehr für Fantasy- und Comic-Verfilmungen mit Superhelden als für die Selbstfindungsgeschichte einer Frau auf einer einsamen Wanderung. Blockbuster wie «Star Wars», «Shape of Water», «Avatar» oder die Marvel-Idole sind kommerziell am erfolgreichsten.

Die neuen Regeln sind kein Drama, auch wenn wohl viele wunderbare Filme für eine Oscar-Nominierung nicht mehr berücksichtigt würden, da zu «weiss» oder «männerlastig»: «Once Upon a Time in Hollywood», «Darkest Hour», «The Godfather», «Reservoir Dogs», «The Deer Hunter» et cetera. Hat ein Filmemacher keine Lust auf den Zwang, einen Teil seiner Mitarbeiter aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit einzustellen anstatt aufgrund von Können und Qualifikation, hält ihn ja nichts davon ab, seinen Film trotzdem zu produzieren. (Obwohl es «politisch inkorrekte» Projekte, etwa solche, bei denen das Drehbuch von weisen Männern geschrieben wurde und die nach einem männlichen, weissen Hauptdarsteller-Ensemble verlangen, in Hollywood künftig mit der Finanzierung schwerer haben dürften.) Für die Oscarshow selbst, um die sich die Awards hauptsächlich drehen, ist es einerlei, da schalten mittlerweile noch etwa fünf Zuschauer ein; fünf People-Journalisten. Viele haben sich abgewandt, seitdem die Superstars auf der Bühne regelmässig das Predigergewand überziehen und dem Publikum ihre politischen und idealistischen Botschaften aufdrängen, wo es einfach nur unterhalten werden möchte.

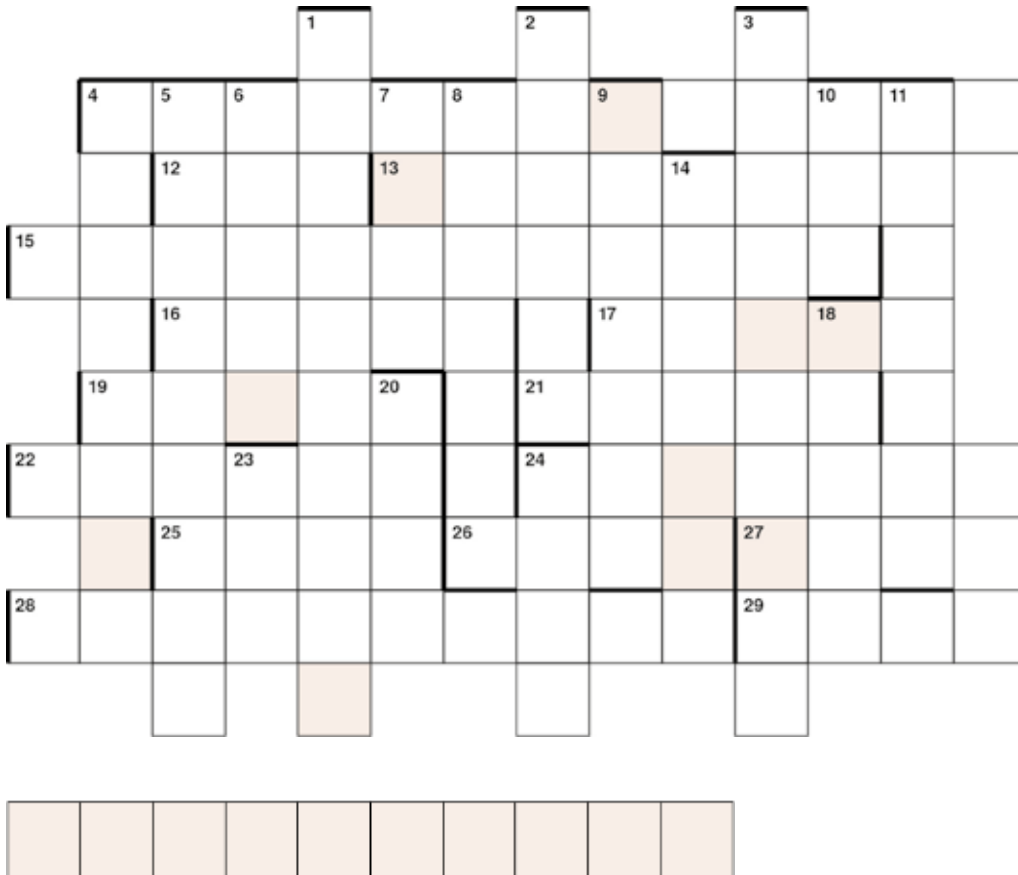
Mit den neuen Bestimmungen werden gewiss mehr Anreize für Streifen wie «Suffragette» geschaffen, ein Drama über das Frauenwahlrecht und ausgestattet mit einer geballten Ladung Frauenpower (Hauptdarstellerin, Re-

gisseurin, Drehbuchautorin). Aber vielen jungen Produzenten mit wenig Budget fehlen die Möglichkeiten, nach unterrepräsentierten Talenten Ausschau zu halten. Fraglich ist auch, wie das Publikum reagiert. Denn natürlich sollte das beste Werk einen Preis erhalten und nicht jenes, das Checklisten erfüllt. Wenn eine Auszeichnung nicht mehr allein auf der besten Leistung basiert, welchen Wert besitzt sie dann?

Zudem ist es ein Trugschluss, zu glauben, mit den neuen Regeln würde die Kritik, die Oscars seien zu wenig divers, verstummen – wie es sich die Academy wohl erhofft. Es werden neue Forderungen kommen, etwa, dass Minoritäten nicht mehr in negativen oder stereotypen Rollen besetzt, Transgender-Charaktere nur von Transgender-Menschen gespielt oder Polizisten nicht in zu gutem Licht dargestellt werden sollen. Solche Ansprüche sind ausserhalb der Oscars ja längst ein Thema.

Zu den neuen Regeln tun sich weitere Fragen auf: Wie binden Historienfilme unterrepräsentierte Gruppen wie Frauen ein? Wie Wikinger-Filme Lateinamerikaner? Wie kann ein Filmemacher sicher sein, dass er den Preis aufgrund herausragender Qualität gewonnen hat und nicht, weil er mehr Minoritäten einbezogen hat? Und schliesslich, wie soll ein Produzent wissen, wen er anstellen soll, um sich etwa beim Kriterium «LGBT» zu qualifizieren? Müssen potenzielle Mitarbeiter einen Fragebogen zur sexuellen Orientierung ausfüllen? Beim Vorsprechen für eine Rolle stelle ich mir das so vor: «Verzeihung», so der Produzent, «aber sind Sie denn auch schwul?» – «Ähm, nein.» – «Nein? Schade, Sie hätten gut gepasst, aber mit Ihnen gewinnen wir keinen Oscar.»

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Luftig Lustiges wie Federpusten und Drachen steigen lassen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Unterwasserüberbleibsel zerstörter Zerstörer oder kaputter Kutter.

12 Wird – zumindest räumlich unbedacht – der Angebeteten gemacht. 13 Etwa glimmernd glamourös, brillant imposant und auf Hochglanz poliert renommiert. 15 Worin die Läufer kurz bevor sie rennen sitzen. 16 Hat einen schwererziehbaren schweren Fuss und deswegen öfters viel zu viel Schuss. 17 Japanischer Sprintschlucker oder spanische Steinschleuder. 19 Punktum! Ein verbaler Schlussschuss quasi. 21 Stark aufgewühlter Stammesverband: zwar kein Coca, aber klar ein Cola. 22 Ein Edelwein erwartet einen im Eingangsbereich dieses Bereichs. 24 Amerikanischer Vorläufer auf dem Weg zum WeltWeiten Warten auf Daten. 25 Geronnene Bohnenmilch en bloc. 26 Wenn sich die fetten Mitesser zu einem Problem entwickeln. 27 Lokalverbund kommunikativer Kisten. 28 Blauäugig, grünschnäblig und noch nicht ganz trocken hinter den Ohren. 29 Auch die, die nicht viel haben, haben höchstwahrscheinlich zwei.

Senkrecht — 1 Deren exzessive Einnahme führt zur ultimativen Abgabe des Löffels.

2 Reorder please! Nicht zu laut, ist am Schlafen. 3 Abwechslungsreiches Futter für selbstlernende Computer. 4 Ein Mensch hockt nur auf einem, ein Hocker hingegen steht auf mindestens dreien. (Ez.) 5 Die eigenartige Besonderheit verleiht Personen Persönlichkeit. 6 Siete mil doscientos o más segundos. 7 Präsent, vermutlich kein Dokument, nach dem prisoners im Geburtstagskuchen suchen. 8 Bekanntlich ein Bundesstaat der newly-weds und nearly-deads. 9 Rücksichtsloses Vorgehen von Unkräutern und Ausbeutern. 10 Nach einem Zwergplaneten zwischen Mars und Jupiter benanntes Metall der Seltenen Erden. 11 Hrvati wie Zarko und Zagorka aus Zagreb. 14 Erfahrungsgemäss wird dabei fast nur gekauft, was man nicht wirklich braucht. 18 100 Para oder Centime, 1000 Rial oder Millime: Daraus lässt sich darin machen. 20 Um auch als Exoteriker dieses Astralgewand zu sichten, kann man hier ganz einfach einen Kopfstand verrichten. 23 Ein Vollpfosten auf dem Fussballfeld. 24 Erhöht die Batik zur Artistik.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 683



Waagrecht — 6 DURCHEINANDER: Korrekt geordnet ergibt sich der Hinweis «Da haben wir den Kraut-und-Rüben-Salat». 11 HELLEHERIN 14 GALOPPER 15 UVA: lat. Traube 16 OLL: alt/verschlissen 17 LORIS: Faulaffen oder Honigpapageien 19 IONEN 20 LOIPEN 21 VM: Virtuelle Maschine 22 SDA: Schweizerische Depeschagentur 25 ACTION 27 IWOIIMA 29 ANKAUFEN 30 LUNA 31 TEE 32 TACHELES reden (von jiddisch tachles = Ziel)

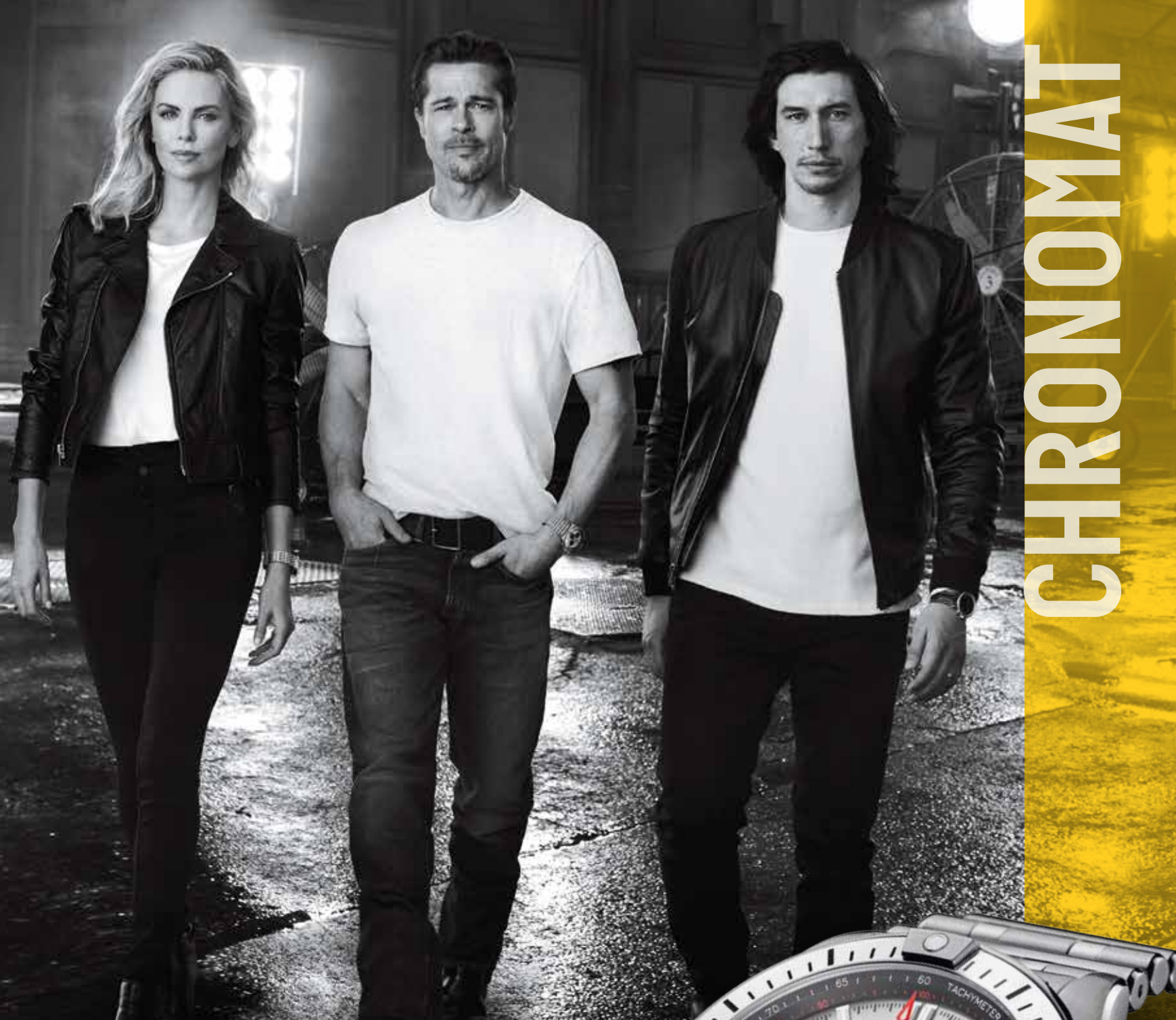
Senkrecht — 1 KUHGLOCKE 2 CHLOR im Natriumchlorid 3 PIEPS 4 UNRUND 5 PENAN 6 DUELLANT 7 REALITAET 8 CL: Symbol für Chlor 9 AEROSOLE 10 DIVE: engl. auch Schwalbe (beim Fussball) 12 SPINNE 13 HEIMWEH 18 OPIUM 21 Leonardo da VINCI 23 AINE: franz. der Älteste/Erstgeborene 24 XMAS: kurz für Christmas (engl. Weihnachten) 26 OFT 28 IULE

Lösungswort — **KNAPPSACK**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



CHRONOMAT



BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

